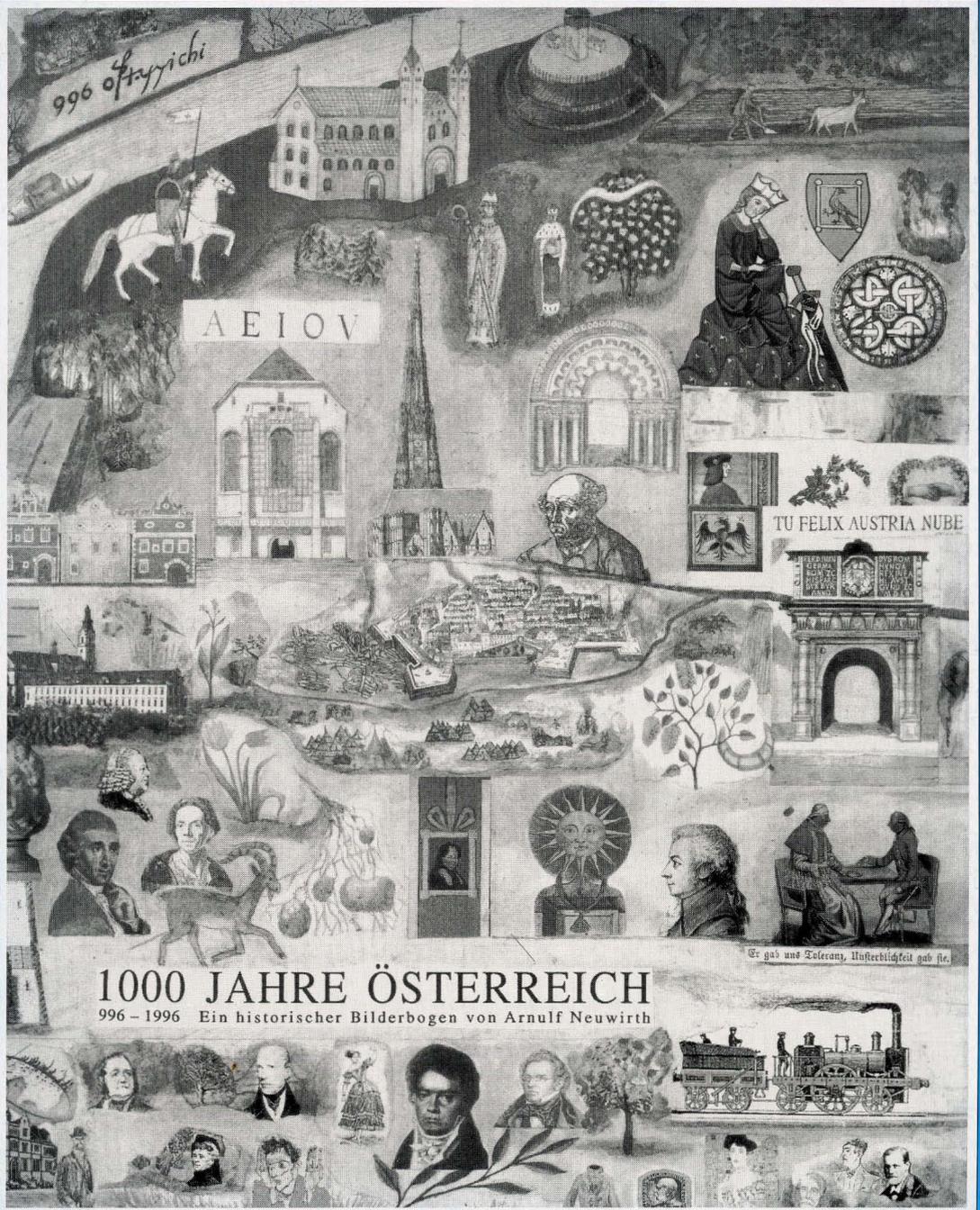


# Das Waldviertel

45. Jahrgang

1996

Heft 2



## 1000 JAHRE ÖSTERREICH

996 - 1996 Ein historischer Bilderbogen von Arnulf Neuwirth

Es gab uns Toleranz, Unfehlbarkeit gab sie.

## INHALT

Paul Twaroch: <b>Nachdenken über Österreich — Exempla trahunt.</b> Rede zur Eröffnung einer Ausstellung im Krahuletz-Museum „1000 Jahre Österreich. Ein historischer Bilderbogen von Arnulf Neuwirth“ . . .	161
Anton Harrer: <b>Errötend folgt man(n) ihrer Spur . . .</b> Zur sozialen und rechtlichen Stellung der Frau in der frühen Neuzeit am Beispiel des Marktes Melk . . . . .	167
Ralph Andraschek-Holzer: <b>Die Stadt Horn im Schaffen P. Friedrich Endls</b>	177
Friedel Moll: <b>Brauchtum im Bezirk Zwettl.</b> 5. Teil: Fasching und Fasten . . . .	188
Martina Pippal: <b>Wiener Studierende der Kunstgeschichte im Waldviertel — ein subjektiver Bericht über ein Experiment</b> . . . . .	191
Thomas Winkelbauer: <b>Das Leben an den Höfen des barocken Adels</b> . . . . .	202
Herbert Loskott: <b>Der „Verein zur Erhaltung der Ruine Kollmitz“</b> . . . . .	208
Martin Kalchhauser: <b>Der Kampf gegen das Vergessen.</b> Der Weg zum Denkmal auf dem jüdischen Friedhof in Krems . . . . .	212
<b>Waldviertler und Wachauer Kulturberichte</b> . . . . .	219
<b>Buchbesprechungen</b> . . . . .	235
<b>Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes</b> . . . . .	261
Buchpräsentationen in Eggenburg und Krems . . . . .	261
Aktivitäten der Bezirksgruppe Zwettl . . . . .	263

### TITELBILD:

Millenniums-Kalender von Arnulf Neuwirth: Titelblatt

(Repro: Sammlung Burghard Gaspar, Grafenberg)

### WALDVIERTEL INTERN

Im Frühjahr 1996 konnten zwei Bände in der Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes erscheinen: die „*Erdgeschichte des Waldviertels*“, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Fritz F. Steininger, und das Buch „*Die Erinnerung tut zu weh. Jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel*“, herausgegeben von Dr. Friedrich Polleroß. Bitte benützen Sie die beiliegende Karte zur Bestellung.

Am 5. Mai 1996 fand die Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes in Krems/Donau statt; der Bericht darüber wird in Heft 3/1996 erscheinen.

Mit freundlichen Grüßen

Mag. Rudolf Malli  
Finanzreferent

Dr. Erich Rabl  
Präsident

*Paul Twaroch*

## Nachdenken über Österreich — Exempla trahunt

**Rede zur Eröffnung einer Ausstellung im Krahuletz-Museum**

**„1000 Jahre Österreich. Ein historischer Bilderbogen von Arnulf Neuwirth“**

Das gängige Sprichwort „Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus“ gilt auch für das Millennium. Nur leider werfen große Ereignisse nicht immer großen Schatten voraus, und so sind wir landauf, landab mit dem Phänomen konfrontiert, daß man versucht, aus diesem — für die österreichische Identitätsfindung so wichtigen — Jahrestag vielfach kommerzielle Münze zu schlagen. Da gibt es Taler und Weinsorten, Erinnerungsmenüs und Erinnerungsstücke, mit einem Wort all jenen Kitsch und jene Devotionalien, die einen ja landauf, landab von den Wallfahrtsstätten bis zu Papstbesuchen begleiten. Aber wenige machen sich Gedanken, worum es wirklich geht, bei diesem österreichischen Namensfest, mit dem Österreich — derzeit jedenfalls — nicht sehr viel anzufangen weiß.<sup>1)</sup>

Es ist eine bewegende Freude, wenn ein österreichischer „homo universalis“ wie Arnulf Neuwirth sich anschickt, diesen Anlaß zu nützen und seine Sicht dieser 1000 Jahre nicht nur in Worten, sondern auch in so gescheiterten, so bildhaften und so erinnerungsfrohen Collagebildern zusammenzufassen. Sein historischer Bilderbogen ist Anlaß für die Sonderausstellung im Krahuletz-Museum in Eggenburg.<sup>2)</sup>

Bevor ich auf ihn etwas näher eingehen möchte, gestatten Sie mir, auch selbst ein paar Gedanken über Österreich, über unser Selbstverständnis, über unsere Bedeutung als Kulturland beizusteuern. Wir leben weithin in einer geschichtslos gewordenen Zeit, in der es zum guten Ton gehört, das eigene Land und dessen Einrichtungen nicht nur mit wachem Bürgersinn liebevoll und kritisch zu betrachten, sondern auch nach außen hin schlecht zu machen. Daß dies gerade im Jubiläumsjahr der Zweiten Republik geschieht, läßt einige Versäumnisse offenkundig werden, die in den letzten Jahrzehnten geschehen sind.

Vielleicht weil man den Wiederaufbau und späteren Neubau dieses Landes so wichtig nahm, daß man übersehen hat, sich auch mit der eigenen Geschichte zu beschäftigen. Robert Menasse sprach bei der Eröffnung der Frankfurter Buchmesse im Oktober in diesem Zusammenhang vom „allgemeinen Glückszustand des kollektiven Gefühls der Geschichtslosigkeit“ in den pragmatisch ausgerichteten westlichen Demokratien. Die

---

<sup>1)</sup> Die Rede wurde am 2. Dezember 1995 im Eggenburger Krahuletz-Museum gehalten.

<sup>2)</sup> Die Sonderausstellung „1000 Jahre Österreich 996-1996. Ein historischer Bilderbogen von Arnulf Neuwirth“ ist noch bis Ende Dezember 1996 im Krahuletz-Museum in Eggenburg (täglich 9-17 Uhr) zu sehen.

Geschichte mag eine schlechte Lehrerin sein, wie Robert Menasse meint; dies sollte uns nicht davon befreien, sich mit ihr sorgfältig auseinanderzusetzen.

Es sind immer wieder gar nicht unbegabte Menschen, denen die Gnade der späten Geburt zuteil wurde, die persönlich mit Krieg und Nachkriegszeit nichts mehr zu tun haben, ja die in die Zeit des österreichischen Wirtschaftswunders hineingeboren wurden, die nunmehr in einer Mischung aus Unkenntnis, persönlichem Frust und oft auch Generationskonflikten mit ihren eigenen Vorfahren glauben, geschichtliche Ereignisse zum Nachteil des Ansehens unserer Zweiten Republik verallgemeinern und perpetuieren zu müssen, mögen sie auch im Einzelfall durchaus beklagens- und damit diskussionswert sein.

Vor wenigen Wochen waren es bekanntlich 30 Jahre, daß Österreich aufgrund eines einstimmigen Beschlusses des Nationalrates vom 25. Oktober 1965 den 26. Oktober zum Nationalfeiertag erklärte. Ein langer staatsbürgerlicher Lernprozeß hatte so seinen offiziellen Abschluß durch einen einstimmigen Beschluß des Nationalrates gefunden. Es ist kein Zweifel, daß dieser Nationalfeiertag auch der Entwicklung des österreichischen Nationalbewußtseins gedient hat. Ein Nationalbewußtsein, das man als ein Zusammengehörigkeitsgefühl bezeichnen kann, welches über die sprachliche Gemeinsamkeit der Mehrheit des Staatsvolkes hinausgeht und trotz kultureller, parteipolitischer und religiöser Unterschiede sich bewährt. Die Österreicher sind eine Kulturnation, eine Staatsnation, und ein Teil der Bevölkerung versteht sich auch als Sprachnation. Aber was sind wir Österreicher eigentlich wirklich?

Ist es nicht einengend und begehen wir nicht den Fehler, die überholten nationalen Begriffe des 19. Jahrhunderts wieder in Benützung zu nehmen, wenn wir uns ausschließlich — bei allem Respekt vor der Sprache und vor der Literatur — nur auf diese Form kultureller Äußerungen beziehen?

Ist es nicht so, daß wir unser gemeinsames Heimat- und Österreichgefühl vor allem auch aus dem Erlebnis der Musik, der bildenden Kunst, der Baukunst, der Geschichte und jener vielen Gemeinsamkeiten ableiten, die von der prägenden Kraft christlichen Gedankenguts bis hin zu den vielen Äußerungen regionaler und lokaler Kultur reichen?

Dieses Österreich, auch in jenen Grenzen, die seit 1918 unsere Staatsgrenzen sind, war immer ein Ort, eine Summe von Landschaften, Regionen und Menschen, die alles in sich aufgenommen haben, was es an mitteleuropäischer Kultur gab, es umgewandelt, bereichert, manchmal auch nur ermöglicht haben, indem sie sich als Gastland verstanden.

Wir haben uns auch immer als ein zentraler Ort, eine Zentralregion Mitteleuropas definiert, manchmal auch das problematische Wort der Brücke verwendet. Allerdings ist ein Teil dieser Brückenfunktion — man denke nur an die 1995 geplant gewesene Weltausstellung zwischen Wien und Budapest — mit der Aufhebung des Eisernen Vorhangs obsolet geworden.

Wir sind nicht mehr die einzigen, die, über einen Eisernen Vorhang hinweg, Westmitteleuropa mit Ostmitteleuropa verknüpfen können. Vielleicht haben wir dadurch ein wenig an Selbstsicherheit eines neutralen, kulturell hochstehenden Landes zwischen den Blöcken verloren, und vielleicht haben wir noch nicht erkannt, daß es für uns nun eine neue Wettbewerbssituation gibt, wollen wir auch weiterhin grenzüberschreitend mit unseren unmittelbaren Nachbarn, und das nicht nur im Westen Österreichs, gute und tragbare Beziehungen aufbauen. Ein neuer kleinstaatlicher Reflex würde das Wiedererstehen eines deutschen Mitteleuropa begünstigen, in dem die österreichische Stimme unterzugehen droht.

Wir müssen wissen, daß es etwas schwieriger geworden ist, den richtigen Weg für das kommende Jahrtausend zu finden. Schon 1954 stellte Friedrich Heer (in einem Vortrag über Österreich in Europa) die Frage, wie es um die neue Ordnung in Europa wirklich aussehe. Ich zitiere: „Alle wirklichen Österreicher fragen seit mehr als 100 Jahren nach Europa hinein: wie steht es um die Verwaltung der Macht, um die Betreuung des Menschen, um die Erhaltung seiner spirituellen Substanz; wer übernimmt wirklich die Verantwortung, wer hütet den Menschen, wer schafft konkrete Friedens- und Freiheitsräume?“

Es geht sohin mehr denn je um die Wahrung unserer Identität und die Wahrung unserer Besonderheit. Anton Pelinka hat dazu die Formel geprägt, Österreich müsse im Zusammenhang mit der EU zwischen dem Schicksal eines zweiten Bayern oder dem einer zweiten Schweiz wählen. Ich bin für die dritte Möglichkeit eines eigenständigen Weges auch innerhalb der EU.

Was sind wir also nach unserem Selbstverständnis? Österreich war es seit Jahrhunderten gewohnt, seine besten Repräsentanten aus ganz Europa an sich zu ziehen: Heerführer wie Prinz Eugen, Maler und Bildhauer aus Italien, Diplomaten und Hofleute aus Burgund, Spanien, Ungarn und Preußen; Musiker und Denker aus der slawischen Welt und aus dem ganzen Umkreis der Romania sowie des deutschen Südwestens. Ich möchte Sie heute nicht mit Haydn und Mozart, mit Schubert oder Gustav Mahler, um einige Komponistennamen zu nennen, beschäftigen, ich möchte auch nicht über Klimt und Schiele, Oskar Kokoschka oder Max Weiler sprechen, die weithin als unsere kulturellen Boten im gesamten Mitteleuropa anerkannt sind. Wir bedürfen auch nicht der Zeugenschaft eines Raimund und Nestroy, eines Grillparzer und Schnitzler, eines Hugo von Hofmannsthal und natürlich auch des Thomas Bernhard — oder gar der Dichter und Schriftsteller des Prager Kreises — Franz Werfel, Stefan Zweig, Rainer Maria Rilke und Franz Kafka. Vergessen wir auch nicht unsere zeitgenössischen österreichischen Architekten, von denen hier beispielhaft nur die Namen des Vaters der modernen Architektur, Adolf Loos, und aus der Generation nach 1945 Schwanzer, Roland Rainer, Holzbauer, Kurrent und Spalt, Prader und Fehringer, Hollein, Hut und Domenig und wirklich nicht zuletzt Gustav Peichl erwähnt seien. Vielleicht ist für unsere heutigen Überlegungen ein Zitat hilfreich, das wir anlässlich der Produktion eines Films über die großen Alt-Österreicher Josef Ressel, Viktor Kaplan und Ferdinand Porsche, einem mährischen Notar, Herrn Dr. Jiří Charvat verdanken (er wohnt in Chrudim in Ostböhmen und ist ein Ressel-Forscher). Ich zitiere: „Dann kam es zu den Nationalitätstreitigkeiten bei uns zwischen Tschechen und Deutschen. Auf einmal war es ein großes nationales Problem, ob Josef Ressel ein Tscheche oder ein Deutscher war . . . Na, was war er? Er war ein Österreicher, ein wahrer Österreicher! Seine Mutter war tschechisch, sein Vater war ein Deutscher aus Heinrichsdorf in Nordböhmen, er selbst studierte in Chrudim, Linz und Mariabrunn bei Wien, arbeitete in Triest, Venedig und starb in Laibach . . .“

Es bedarf also immer wieder auch historischer Selbst- und Rückbesinnung auf unsere Identität, auf das, was sie uns Österreichern am Vorabend des Millenniums bedeutet, des Bedenkens unserer Herkunft, dessen, woher wir kommen, was wir geworden sind und was wir sein möchten.

Der von Arnulf Neuwirth geschaffene historische Bilderbogen „1000 Jahre Österreich“ besticht nicht nur durch seine großartige Konzeption, ihn mit einer Fülle von Blickpunkten, Standorten und Orientierungshilfen bei dieser Wanderung durch ein Jahrtausend österreichischer Geschichte zu versehen, sondern auch durch die meisterhaft realisierte Technik der Collage, die dem kombinatorischen Denken Arnulf Neuwirths und seiner Vorliebe für

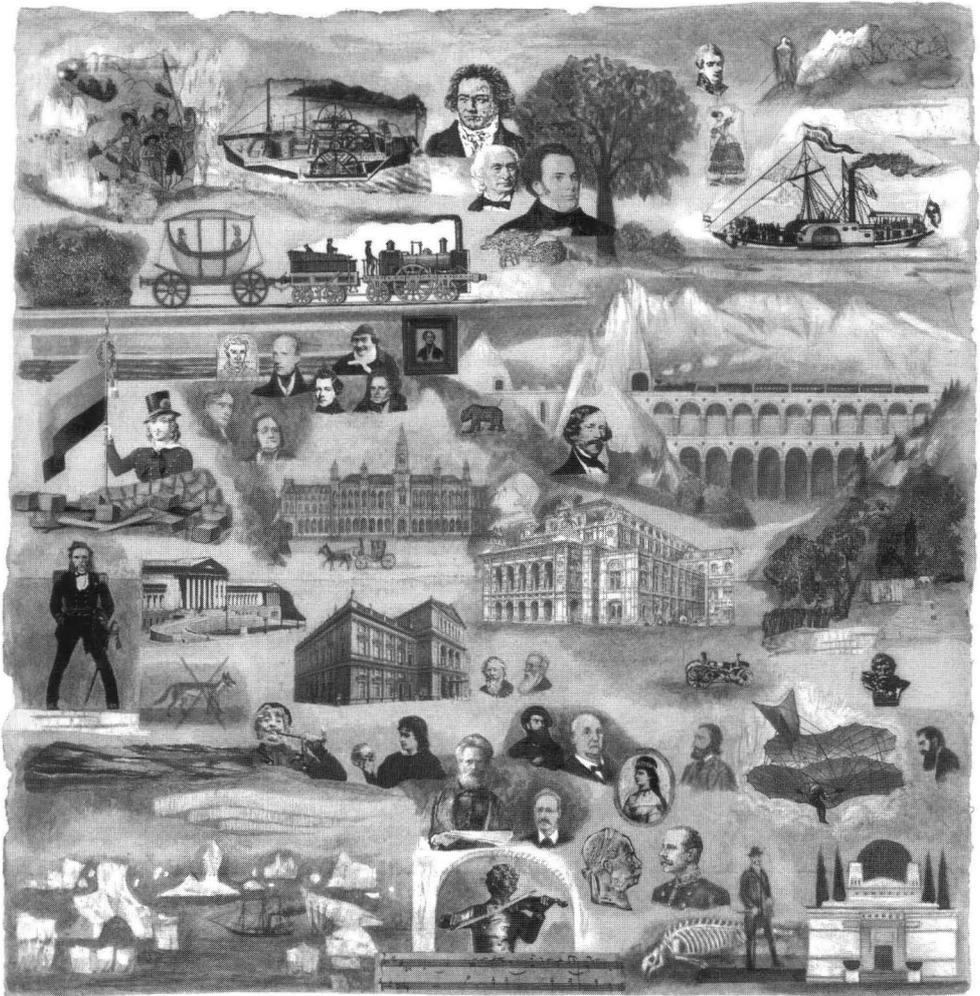


Millenniums-Kalender von Arnulf Neuwirth: das 12. Jahrhundert  
 (Repro: Sammlung Burghard Gaspar, Grafenberg)

das Dekorative entspricht, dem Beschauer aber die Möglichkeit gibt, sich immer wieder auf neue Erinnerungspfade in diesem Kalender zu begeben.

Daß Neuwirth auch ein Autor und Journalist von hoher Wissenschaftlichkeit ist, verbunden mit einer klaren vorbildhaften Sprache, die geradezu in der Form von Epigrammen die einzelnen Bilder zusätzlich ergänzt, macht diesen Bilderbogen nicht nur anschauens-, sondern auch lesenswert. Ja man könnte in unserer nicht nur geschichtslos, sondern auch spracharm gewordenen Zeit seine Texte geradezu als Schulungsmaterial für Journalisten verwenden.

Jedes von Arnulf Neuwirth dargestellte Jahrhundert mit seinen herausragenden Ereignissen, Bauwerken oder Persönlichkeiten erhält damit durch die Sprache eine zusätzliche Dimension und erkennbare Vertiefung. Daß Arnulf Neuwirth unsere Geschichte mit



Millenniums-Kalender von Arnulf Neuwirth: das 19. Jahrhundert  
 (Repro: Sammlung Burghard Gaspar, Grafenberg)

Zuneigung, aber nicht ohne feinen Humor darstellt, weist ihn, den gebürtigen Niederösterreicher, der in Gablitz noch zu Zeiten der Donaumonarchie das Licht der Welt erblickte, als einen selten gewordenen Herren aus. Betrachtet man seine Figurinen nämlich genauer, so haben sie mehr auszusagen, als bloße Statisten in einer historischen Rolle sagen würden. Ich möchte hier beispielhaft auf das Blatt des 12. Jahrhunderts hinweisen, auf den Gesichtsausdruck Leopolds III., der zu sagen scheint: „Jetzt bin ich auch noch ein Heiliger geworden“. — Wir wissen ja, daß er mit beiden Beinen mitten im Leben stand und übrigens auch auf der Jagd gestorben ist. Oder werfen wir einen Blick auf die einfältigen Gesichter der beiden Knappen, die sich gerade anschicken, Richard Löwenherz, der schon blaß und sehnsüchtig wartend in Dürnstein aus dem vergitterten Fenster blickt, zu befreien.

Immer wieder läßt Arnulf Neuwirth so unsere gemeinsame Geschichte auch als eine Erzählung von und über Menschen in den verschiedenen Zeitabschnitten erleben. Aber es geht nicht nur um das Menschliche in der österreichischen „Großmachtpolitik“, weithin charakterisiert durch „Tu felix Austria nube“. Auch die Tiere sind bei Arnulf Neuwirth nicht vergessen worden. Der im 16. Jahrhundert in Wäldern aussterbende Auerochs erhält ein rotes Andreaskreuz und damit bildhaft mitgeteilt, daß es mit ihm zu Ende geht.

In der chronologischen Abfolge der einzelnen Bildperioden stellt der Betrachter mit Freude keine Ermüdung fest, sondern begibt sich mit hungrigen und wissensdurstigen Augen immer tiefer in das historische Labyrinth unserer Vergangenheit, deren Darstellung immer intensiver und damit reizvoller wird bis zum 19. Jahrhundert.

Dies sei noch besonders erwähnt, nicht nur wegen Krahuletz, sondern auch wegen des vielleicht gar nicht mehr bewußten intensiven Aufblühens unseres Landes, erkennbar an den vielen Erfindungen im Bereich der Technik, der Industrie, der Entdeckungs- und Forschungslust, aber auch dem reichen künstlerischen Schaffen, dargestellt durch eine Fülle von Persönlichkeiten.

Helmuth A. Niederle hat in seinen Adnotes zu Arnulf Neuwirth u. a. gesagt, und ich zitiere: „Diese Geheimnisse der Welt, oft unauffällig versteckt und erst dem beharrlichen Betrachter sich erschließend, sind eine Herausforderung an die Augenlust, an die Sehgiehr des Betrachters.“ Und jetzt ein Zitat, das, ich hoffe, heute noch autorisiert ist von Arnulf



Prof. Arnulf Neuwirth, Helena Neuwirth und Landesintendant Dr. Paul Twaroch (rechts)

(Foto: Heinrich Reinhart, Eggenburg)

Neuwirth selbst: „Die Augen sollen eine Wanderung durch die Landschaft unternehmen, in der die Zauberei zu Hause ist. Zauberei, als Träume der Kindheit, die sich später als Zauberei ausnehmen.“

„Arnulf Neuwirth, der in seinem Leben viele Wanderschaften auf sich genommen hat“, ist auch, wie der Sammler Richard Rubinig schreibt, „in seinen Bildern ein Wanderer geblieben, dem es auf das Ziel nicht ankam“. Eine solche Wanderung durch die Jahrhunderte ermöglicht uns auch sein historischer Bilderbogen. Er hat damit für dieses Land nicht nur künstlerische Arbeit, sondern auch Denk-Arbeit geleistet.

Wir haben ihm dafür zu danken; diesem Mann der Stille, diesem Humanisten, diesem fantasievollen Österreicher, diesem bescheidenen Künstler. Ein echter Österreicher, der ein Beispiel gibt im Umgang mit dem Millennium. Es möge ansteckend wirken. EXEMPLA TRAHUNT.

*Anton Harrer*

## **Errötend folgt man(n) ihrer Spur . . .**

### **Zur sozialen und rechtlichen Stellung der Frau in der frühen Neuzeit am Beispiel des Marktes Melk**

#### **Vorbemerkung**

Seit der Schöpfungsgeschichte kommt der Frau in der Gesellschaft ein sehr stark akzentuierter Stellenwert zu, der im Laufe der Geschichte zwar sehr unterschiedliche Ausdrucksformen fand, letztendlich aber noch immer ein aktuelles Thema darstellt. Es ist deshalb schwierig, aber auch nicht uninteressant, zu schauen, wie sich das Thema „Frau“ in der lokalen Geschichte von Melk darstellen läßt.

#### **Die Stellung der Frau innerhalb der Familie**

Um die sich nur sehr langsam verändernde Stellung der Frau innerhalb der Familie besser verstehen zu können, muß man sich das Gesellschaftssystem des Mittelalters vor Augen führen. In dieser Zeit herrschte ein mehr oder minder großes Maß an autokratischen Strukturen vor, welche sich bis in die einzelnen Haushalte fortsetzten und einer besonderen Herrschaftsgewalt eines „Hausherrn“ bedurften. Dieser hatte für die Leute in seinem Hause zu sorgen, sie zu schützen und für sie zu haften. Daher besaß der Hausherr auch ein weitgehendes Züchtigungsrecht über seine Leute und das Gesinde. „Die selbständige Handlungsfähigkeit der im Hause lebenden Personen war im Bereich des Familien- und Sachenrechtes eng begrenzt. Nur der Hausherr besaß politische Rechte . . .“<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Otto Brunner, zitiert nach: Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs (Wien-München 1985) S. 124.

Diese ganz auf den Hausherrn hin orientierte Gesellschaftsordnung zeigte sich bereits sehr nachdrücklich beim Familiennamen der Frau. Bis in das 16. Jahrhundert wurde die Ehefrau mit ihrem Gatten derart identifiziert und ging sie in seiner Person derart auf, daß sie mit dem Namen des Gatten benannt wurde. So hieß z. B die Frau des Michel Eckl „Michel Ecklin“, oder die Frau des Rueprecht Bräuer (wobei der Name „Bräuer“ nicht der Familienname war, sondern den Beruf bezeichnete) nannte man „Rueprecht Bräuerin“.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts setzte sich der eigene Vorname der Frau immer mehr durch. Obgleich dies durchaus als Entwicklung zu mehr Emanzipation gewertet werden kann, blieb die Frau noch in der rechtlichen Abhängigkeit ihres Gatten. Man könnte diesen Rechtszustand heute vielleicht mit der Unmündigkeit eines Kindes vergleichen. In Rechtsgeschäften und Streitsachen mußte die Frau daher weiterhin durch ihren Gatten vertreten werden.

Ein Beispiel aus den Melker Ratsprotokollen soll dies verdeutlichen: Am 23. 11. 1685<sup>2)</sup> klagte Adam Männichen im Namen seiner Frau den Jakob Riedl wegen dessen Ehefrau. Beide Frauen waren am Wochenmarkt in heftigen Streit geraten, wobei die Riedl ihre Kontrahentin mit den Worten „*geh her du zahnluckerte Hure*“ beschimpfte. Riedl mußte sich wegen dieses Vorfalles für seine Frau bei Männichen entschuldigen.

Die klare hierarchische Ordnung in der Familie fand auch in einem beschränkten Züchtigungsrecht des Hausherrn ihren Niederschlag. Derartige Gerichtsvermerke finden sich meist dann, wenn dieses Züchtigungsrecht zu großzügig von den Männern ausgelegt wurde. So bekennt der Schuhmacher Georg Fuesser 1660 vor dem Rath, daß er „*gestern nächtlicher weil umb genügsamer Ursachen halber sein Weib abgebleut*“ (geschlagen).<sup>3)</sup>

Ein schwerer Fall von Gattenmißhandlung ereignete sich 1740<sup>4)</sup> durch den Wirt des Gasthauses zum Weißen Lamm. „*Der Lamplwirt hat in seinem Haus einen solchen Lärm angefangen und sein Weib mit einem Stuhlfuß dergestalten geschlagen, daß derselben Bugl (Rücken) ganz braun und blau hoch aufgeschwollen, die Spindel an der linken Hand verletzt und am linken Fuß kleine Wunden bekommen hat.*“ Der Wirt gab zu seiner Rechtfertigung an, „*daß sein Weib ohne sein Wissen Musikanten aufgenommen und ihm hierüber noch ein schlimmeres Maul angehängt, daher er sie freilich hart geschlagen; doch wisse er schon zu regieren, daß er sie nicht tot schlage*“. Im Gerichtsprotokoll wurde dazu vermerkt, daß der Wirt für sein Verhalten schwere Strafe verdient hätte, wegen der inständigen Bitten seiner Frau die Strafe jedoch nur mit einem Tag im Bürgerturm (heute Forsthaus) festgesetzt wurde.

Die dem Manne untergeordnete Stellung der Frau zeigt auch ein Vorfall aus dem Jahre 1664.<sup>5)</sup> In diesem Jahr klagte ein Veit Renner den Schlosser Hans Lechner, daß dieser seine Tochter auf öffentlicher Gasse geschlagen hatte. „*Weil sich beide Männer weiters nicht gescholten haben, sondern dies blos Weiberhändl sein*“, glaubte der Rat mit einer nur bedingten Strafe das Auslangen zu finden.

<sup>2)</sup> Stadtarchiv Melk, Ratsprotokolle des Marktes Melk. Jg. 1546–1563, Inv.-Nr. IAV0000005 (bei Quellenzitat mit „A“ bezeichnet). — Jg. 1651–1665, Inv.-Nr. IAV0000006 (B). — Jg. 1670–1683, Inv.-Nr. IAV0000007 (C). — Jg. 1684–1700, Inv.-Nr. IAV0000008 (D). — Jg. 1728–1744, Inv.-Nr. IAV0000004 (E). — Jg. 1745–1766, Inv.-Nr. IAV0000009 (F). — Siehe Ratsprotokolle, D S. 111 a–112 a.

<sup>3)</sup> Ebd., B S. 179.

<sup>4)</sup> Ebd., E S. 286–87.

<sup>5)</sup> Ebd., B S. 235 a.



F. Werner / J. Mertz: Melk um 1750  
(Repro: Heimatmuseum Melk)

Im 18. Jahrhundert besserte sich zwar die rechtliche Eigenständigkeit der Frauen, ihr sozialer Status blieb jedoch weiterhin unter dem des Mannes. Auch hierfür findet sich ein Hinweis in den Marktprotokollen.

Im Jahre 1744 klagte (ohne durch einen Mann vertreten zu sein) die Maria Prickhlin, ein „Tagwerkerweib“, den Schopper Mathias Schlaipfer wegen dessen Beschuldigung, ihm Scheiter gestohlen zu haben. Beide kamen deswegen in Streit, in dessen Verlauf der Schlaipfer der Tagwerkerin *„eine Ohrfeige ins Gesicht versetzte“*. Vom Rat wurde im Zuge der Gerichtsverhandlung eigens festgestellt, daß die Klägerin *„ein schlimmes Maul gegen einen Mann gebraucht“*. Der Beklagte wurde wegen seiner „Selbstjustiz“ ebenfalls ermahnt. Beide mußten sich *„alsogleich vergleichen und einander die Hand reichen“*.<sup>6)</sup>

Das zunehmende Selbstbewußtsein der Frauen läßt sich mit einem interessanten Vermerk in den Marktprotokollen des Jahres 1743 belegen. In diesem Jahr klagte die Eva Ranzenböckin ihren Ehemann *„um willen derselbe nicht nur bereits durch viele Wochen ausgeblieben, sondern auch im mindesten keinen Würth abgebe; dahero sofern er künftighin nicht einen bessern Würth abgebe, sei sie nicht willens, denselben mehr anzunehmen. Bat dahero, ein ehrsamer Rath geruhe, zum Teil ihm aufzulegen, daß er sich weit besser als bisher aufführe“*. Das Urteil des Marktrates lautete folgendermaßen: *„Daß der Ranzenböck sein Eheweib künftighin, wie es sich gebühret in allen ehre und liebe und anbei mit fleißiger Hand einen guten Wirt alsogewiß abgebe, widrigenfalls derselbe auf nechst einlangende Klag vor einen Soldaten hinweggenommen werden solle.“*<sup>7)</sup>

<sup>6)</sup> Ebd., E S. 395.

<sup>7)</sup> Ebd., E S. 364a.

Nach dem bisher Geschriebenen ist es klar, daß die rechtliche Vertretung des ehelichen Kindes natürlich ebenfalls nur durch den Vater erfolgte. Dieser Umstand blieb bis in unsere Zeit aufrecht. Seither sind beide Elternteile auch in der rechtlichen Vertretung ihres Kindes gleichberechtigt.

### Die alleinstehende Frau

Bei dem überaus großen Stellenwert der Familie für soziale und materielle Sicherheit kann man sich gut vorstellen, welche Probleme auf eine alleinstehende Frau zukamen. Wenn sie nicht das Glück hatte, in eine Bürgerfamilie hineingeboren worden zu sein, so hatte sie nur die Möglichkeit, sich als Diensthote oder Tagelöhnerin zu verdingen. Beides setzte jedoch Gesundheit und die volle Arbeitskraft voraus. War diese Arbeitskraft nicht gegeben, war dies gleichbedeutend mit Armut bzw. Not.

Um die Betroffenen nicht völlig ihrem Schicksal zu überlassen, was meist bedeutete, den Lebensunterhalt nur mehr durch Bettelei bestreiten zu können, wurden in vielen Orten „Bürgerspitäler“ gegründet, welche weniger der Krankenpflege als vielmehr der Alters- und Armenversorgung dienen sollten. Auch in Melk gab es ein derartiges Bürgerspital, welches 1904 aufgelassen wurde. In diesen Bürgerspitälern wurden vornehmlich arbeitsunfähige alte Menschen, welche ihren Lebensunterhalt weder durch Familienangehörige noch durch Übergabsverträge abgedeckt erhielten, aufgenommen. Die Not dieser Menschen soll ebenfalls eine Notiz in den Marktprotokollen aus dem Jahre 1729 aufzeigen. Es wurde der Tod der verarmten Tagwerkerin Susanna Büringerin vermerkt, *„welche schon geraume Zeit vom hiesigen Spitalsamt ein Almosen genossen. Sie hinterließ ein fast ganz verfaultes Böth, etwelche wenige Lumpen, eine Haube und ein schwarzes Wamsel.“*<sup>8)</sup>

Zu den materiellen Sorgen kam auch noch die spezielle Problematik aus dem Umstand, „Frau zu sein“. Da es keinerlei Wissen um Empfängnisverhütung gab, waren gerade Frauen mehrfachen Gefahren und Belastungen ausgesetzt. Eine uneheliche Schwangerschaft hatte bis in das 18. Jahrhundert überdies auch strafrechtliche Folgen, von den bis in unsere Tage gebliebenen sozialen und wirtschaftlichen Konsequenzen ganz zu schweigen.

Einige Beispiele aus den Marktprotokollen sollen diesen Problemkreis etwas veranschaulichen: Einer der frühesten derartigen Vermerke findet sich aus dem Jahre 1547. Damals bekannte ein Mädchen namens Anna, *„wie der Jorgen von Linz sie zu seinem Willen der Beschlafung gepracht hat“*. Jorg hatte der Anna die Ehe versprochen und wollte dann sein Versprechen nicht einhalten. Er begründete sein Verhalten damit, daß sich Anna vermutlich auch noch mit anderen Männern eingelassen habe.<sup>9)</sup>

Diese gebrochenen Eheversprechen und die Einwendung des „Mehrverkehrs“ kehren in den einschlägigen Gerichtsverhandlungen häufig wieder. Bisweilen wurde auch versucht, die Einhaltung des Eheversprechens einzuklagen, jedoch mit wenig Erfolg. Eine uneheliche Mutter konnte auch finanziell „entschädigt“ werden. Diese Entschädigung sollte die materielle Existenz der Schwangeren sichern und verhindern, daß sie der Bürgerschaft zur Last fiel. Es gab aber auch Fälle, wo einer Schwangeren vom Marktrat eine Unterstützung gegeben wurde, *„damit sie nit Ursach nehmen soll, ihrer tragenden Leibsfrucht einen Schaden zu tun“*.

<sup>8)</sup> Ebd., E S. 48.

<sup>9)</sup> Ebd., A S. 29–31.



Rosenstingl: Rathausplatz von Melk, 1736 (Ausschnitt)

(Repro: Heimatmuseum Melk)

Von besonderer Wichtigkeit für uneheliche Mütter war natürlich die Sicherung des Unterhaltes ihrer Kinder. In der Regel erhielten die Mütter einen einmaligen Abfindungsbetrag. Eine Eintragung in den Marktprotokollen des Jahres 1674 möge dies verdeutlichen: *„Als ist heut zwischen gemeltem Planckhen und besagter Wundererin nachfolgender Vergleich ganz frei und gutwillig getroffen und geschlossen worden, nemblich, er Planck solle ihr der Wundererin auf vorhero getanes Begehren und Aufforderung für alles in paren Gelt geben und zustellen, benenntliche 9 Gulden, und zwar dergestalt, daß dieselbe mit solchem Geld völlig zufrieden und abgefertigt sein soll, an ihn Planck weder jetzt noch in das Künftige und zu ewigen Zeiten, nichtsmehr suchen, fordern und begehren wölle, könne und möge. Hingegen sie Wundererin auf ihre Leibesfrucht wolle Acht nehmen, in das künftig als ein getreue Mutter sich jedesmalen erzeigen, auch sein und verbleiben solle...“*<sup>10)</sup>

Dieser Betrag von 9 Gulden war durchaus beachtlich, wenn man bedenkt, daß kleine Tagwerkerhäuser bereits um 30 Gulden gekauft werden konnten.

Es läßt sich denken, daß viele unverheiratete Schwangere in ihrer Verzweiflung eine Abtreibung versuchten und bisweilen auch vor der Ermordung des Neugeborenen nicht zurückschreckten. Totgeburten wurden deshalb ganz besonders gründlich untersucht. Ein derartiger Vorfall ereignete sich 1670. In diesem Jahr *„hat die Elisabeth Verzechnerin, Dienstmensch bei Herrn Abraham Ziegler, ein Kind, so ein Mädcl gewesen, toter auf die Welt gebracht, was durch den Bader und Wundarzt Hans Georg Saurießl und Barbara Marggräffin, Hebbam alda, gerichtlich beschaut worden; hat sich aber nach des besagten*

<sup>10)</sup> Ebd., C S. 73a–74.

*Baders und der Hebbam Aussag nicht befunden, daß selbiges Kind durch die Mutter in ihrem Leib wehre mit Vleiß ertrückt sondern bezeitig geboren worden“.*<sup>11)</sup>

Die Folgen eines Kindsmordes waren für die Mutter meist eine Verurteilung zum Tode. Ein derartiger Fall wurde 1668 von der ledigen Magdalena Höslin berichtet, welche bei Martin Nußbaumer in Dienst war und einen Knaben geboren hatte, diesen aber unmittelbar nach der Geburt ermordete. Die Frau wurde durch den „Freymann“ „*bei dem Creuz hinter der Wand am Windtinger Weg*“ enthauptet.<sup>12)</sup>

Außereheliche geschlechtliche Beziehungen, vor allem aber eine Schwangerschaft oder Geburt außerhalb einer Ehe hatten schwerwiegende strafrechtliche Konsequenzen. Bei der Bestrafung einer unehelichen Mutter wurde darauf Rücksicht genommen, ob es sich um eine einheimische Bürgerstochter oder um ein auswärtiges Mädchen handelte.

Auch hierfür einige Beispiele: 1667 wurde z. B. ein aus Amstetten stammendes Dienstmädchen wegen ihrer Schwangerschaft mit „*der Fidl am Hals hängend durch den Markt geführt und ausgewiesen*“.<sup>13)</sup> Die Verweisung aus dem Markt war für auswärtige Mütter üblich. Über einheimische Mütter wurde meist eine Schandstrafe verhängt. So wurde das Dienstmädchen Clara Reisingerin 1694 dazu verurteilt, daß ihr der Gerichtsdiener „*die Halsgeigen oder Fidl ansperre, sie damit zum Pranger führen soll und solle solche also damit alda verharren bis Mattegzeit um II Uhr*“.<sup>14)</sup> Ähnlich erging es im Jahre 1742 auch der 27 Jahre alten Tochter des Melker Totengräbers Glaushofer, welche von einem stiftlichen Lakaien geschwängert worden war. Sie wurde „*von 10 bis II Uhr früh auf dem Pranger mit der Fidl öffentlich ausgestellt*“.<sup>15)</sup>

Im 18. Jahrhundert war es bereits üblich, an Stelle der „Schandstrafen“ wie Fidl und Pranger Geldstrafen einzuheben.

### **Die verheiratete Frau**

Es ist nach den bisherigen Feststellungen verständlich, daß eine Eheschließung für die Frau von großer Bedeutung war. Die Eheschließung war notwendig für soziale Ordnung und wirtschaftliche Sicherheit. Aus diesen Gründen wurde eine Eheschließung an bestimmte Bedingungen geknüpft und war an die Zustimmung des Grundherrn bzw. des Marktrates gebunden.

Eine amüsante Auseinandersetzung zu diesem Thema gab es im Jahre 1563. Damals erklärte ein Mann namens Schattner, „*daß es vor Zeiten der Brauch gewest, daß kein Handwerksmann keines Baders Tochter hätt nehmen dürfen, da es ihm und seinem Kind zu einer Schmach reichen tu*“.<sup>16)</sup>

Dem Ansuchen um Heiratsbewilligung wurde in der Regel zugestimmt, wenn für den Mann die Möglichkeit der Berufsausübung gegeben war und er sich als Bürger hier niederlassen konnte. Mit dem Bürgerrecht verbunden war die Pflicht des Hauserwerbes. Wenn die wirtschaftlichen Voraussetzungen nicht ganz gesichert waren, mußte der Ansuchende meist eine Bürgschaft stellen. Derartige Bürgschaften wurden oft auch für Frauen verlangt,

<sup>11)</sup> Ebd., C S. 3a.

<sup>12)</sup> Ebd., B S. 346a.

<sup>13)</sup> Ebd., B S. 319.

<sup>14)</sup> Ebd., D S. 230a–231.

<sup>15)</sup> Ebd., E S. 329a–331a.

<sup>16)</sup> Ebd., A S. 477–478.

die ohne entsprechendes Vermögen in den Ort einheiraten wollten. Bisweilen wurde sogar von der zuständigen Grundherrschaft eine Bürgschaft verlangt, daß diese bei Verarmung der Frau für deren Versorgung aufkommen wird.

Es gab aber auch Fälle, in denen diese Heiratsbewilligung nicht zu erwarten war und wo die Eheschließung heimlich vorgenommen wurde. Ein derartiger Fall ereignete sich um 1746. Philipp Weißhäpl hatte „bei den Schotten in Wien“ seine zur Herrschaft Emmersdorf gehörige Braut heimlich geheiratet und wurde deshalb vom Marktgericht Melk zur Rechenschaft gezogen. *„Wegen dieses liederlichen Verhaltens ist verabschiedet worden, daß der Weißhäpl wegen seiner Lügen gegen den Marktrichter 24 Stunden in das Dienerhaus gehen und wegen der Ungehorsamkeit*



Schulmädchen: Aufnahme um 1890

(Foto: Heimatmuseum Melk)

*bezüglich Heirat muß er mit seiner Frau binnen 14 Tagen den Markt verlassen.“<sup>17)</sup>*

Von besonderer Bedeutung war eine Eheschließung auch als Versorgung von Witwen bzw. für die Männer im Hinblick auf den Erwerb eines Meisterbetriebes. Daß dabei nicht immer nur gute Partien gemacht wurden, darauf läßt ein Gerichtsprotokoll aus dem Jahre 1732 schließen. Damals wurde der Müllermeister Schöberl nach Anzeige durch seine Gattin verhaftet. Schöberl wurde von seiner Frau beschuldigt, die „Werkstatt“ zu ruinieren und sie und die Mühle verlassen zu wollen. Besonders klagte sie jedoch über die grausamen Gotteslästerungen ihres Mannes. Der Müller wurde daraufhin *„in Eisen geschlagen und in Arrest geführt“*. Bei der Einvernahme am Rathaus sagte der Müller folgendes aus: *„Vor zehn Jahren habe ich, und zwar gegen meinen Willen die verwittibte geweste Gruebmillerin geheiratet, hab 8 Stück Kinder mit ihr erheirat, wovon das jüngere dermalen zu Hause, die übrigen aber sind in Diensten. . . Dies ist alles geschehen, weil ich auf der Mühl so große Schäden erlitten, auch viele Schulden, die man mir nit alle angesagt und dafür 8 Stück Kinder erheiratet. . .“*

<sup>17)</sup> Ebd., F S. 29.

Nur der Vollständigkeit halber — der Müller sollte für seine Vergehen mit dem Schwert hingerichtet werden. Das Urteil wurde jedoch von der „Regierung“ dahin abgeändert, daß Schöberl *„in die hungarische Burgstatt verschafft, alda durch 3 Jahr lang zur harten Arbeit angehalten, vorher aber von dem Landgericht abgeschafft und dieses Endurteil an demselben bei erster Gelegenheit vollzogen werden solle“*.<sup>18)</sup>

Bisweilen haben sich Heiratspläne auch wieder zerschlagen. So klagte der Binder-geselle Balthasar Rosauer 1689 seine verwitwete Meisterin Justina Paumgarntner wegen Unterschlagung von 30 Gulden, da es mit der geplanten Heirat nichts wurde und er weiter-ziehen mußte.<sup>19)</sup>

Um solche Vorkommnisse zu vermeiden, wurden in der Regel Heiratsverträge abge-schlossen, in denen vor allem die finanziellen und vermögensrechtlichen Belange genau abgesprochen wurden. Auch hiefür ein Beispiel aus den Ratsprotokollen des Marktes Melk vom 26. 6. 1748:

*„Im Namen Gott Vaters, des Sohnes und hl. Geistes ist anheut zu End gesetzten Datums vor der Marktgerichtsobrigkeit zu Melk zwischen dem ehrbaren Junggesellen Franz Pappl, bürgerlicher Bäckermeisterssohn aus Mautern als Bräutigam einerseits und der ehr- und tugendsamen Frau Theresia Panholzerin, verwitwete Bäckermeisterin alhier als Braut andernteils . . . folgender Heirats-Contract abgeredet und beschlossen worden:*

*Erstens haben sich obgedachte beide Brautpersonen bis zur priesterlichen Copulation mittels gewöhnlicher Handreichung und Ringwechsels ehelich verlobt und einander zu hei-raten versprochen.*

*Zweitens verheiratet die Frau Braut ihrem geliebten Bräutigam ihre bürgerliche Bäcker-behausung samt allen Zugehörungen und Einrichtungen, jedoch dergestalt, daß bei Errei-chung der Vogtbarkeit (Volljährigkeit) oder bei Verheiratung eines Kindes aus erster Ehe der Braut als Mutter erlaubt sein soll, eine gewöhnliche Ausstattung und Einrichtung zu geben. Dann extra zu einer freien Morgengab (Mitgift) 50 Dukaten.*

*Drittens gibt der Bräutigam mit seinem erlernten Bäckerhandwerk und mit 800 Gulden eine Sicherstellung.*

*Viertens. Was die genannten Brautleute während der Ehe durch den reichen Segen Got-tes erobern, erben, gewinnen und mit ehrlichen Titel an sich bringen werden, dies alles soll mit dem, was sie zuvor an einander verheiratet haben ein gleiches und vermischtes Gut sein. Sollte der eine oder andere Teil sterben, ist den ehelichen Kindern der dritte, in Ermangelung ehelicher Erben, dem nächsten Befreundeten (Verwandten) des Verstorbenen der sechste Teil zu geben.“*<sup>20)</sup>

Der Kontrakt wurde jeweils von je zwei von den Brautleuten ausgewählten Zeugen unterfertigt.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten dürften den unsrigen ähnlich gewesen sein. In festlichem Zug ging man in die Kirche und nach der Brautmesse meist in ein Gasthaus zum Hochzeits-mahl. Da es Personenstandsregister in heutigem Sinne nicht gab, kam dem „Dabeisein“ und dem „Gesehenwerden“ große Bedeutung zu. Für die Ausstellung von Personaldoku-menten mußte man dem Rat Zeugen namhaft machen, die über die Eheschließung Angaben machen konnten.

<sup>18)</sup> Stadtarchiv Melk, Inv.-Nr. IVA0000001, Sammlung *Unterschiedlicher Cassum annotierte Gerichtsbrauchige Rathschläg oder Verabschaidungen zusammen geschrieben 1725.*

<sup>19)</sup> Stadtarchiv Melk, Ratsprotokolle, D S. 221.

<sup>20)</sup> Ebd., F S. 80.

Sollte sich bald nach der Eheschließung Nachwuchs eingestellt haben, waren durchaus größere Probleme möglich. Auch ein derartiger Fall soll aus den Ratsprotokollen zitiert werden, da man sich heute derartige Probleme kaum mehr vorstellen kann. Im Jahre 1658 klagte der Schneider Martin Mohr seine Kollegen im Ort, weil sie ihn wegen seiner Frau, „die zu früh Kindsmutter worden, in die Straf ziehen wollen. Er ersucht die Schneider zu befragen, ob sie ein Hurenstück von ihm oder seinem Weib wissen oder nicht. Hierauf wurden die Schneider befragt, ob ein anderer die Mohrin beschlafen, auch was wider die beiden böses vorliege. Diese wußten nichts unehrliches.“<sup>21)</sup>

Aber auch die Scheidung der Ehegatten von Tisch und Bett war möglich. Ein derartiger Scheidungsvergleich scheint in den Ratsprotokollen aus dem Jahre 1659 auf. Damals verglichen sich der Glaser Mathias Nedtlich, „nunmehr unterhaltener Soldat“, und seine Frau wegen der noch vorhandenen Mobilien und Habe.<sup>22)</sup>

Der Tod des Gatten bedeutete für die Frau meist große menschliche und finanzielle Probleme. Auf dem Haus war früher die Gewerbeberechtigung eingetragen. Das bedeutete, daß nur der Hauseigentümer das Gewerbe ausüben durfte. Einer Witwe war aber nur befristet erlaubt, den Betrieb ihres verstorbenen Gatten als Witwenbetrieb weiterzuführen. Überdies verstanden es die Mitmeister oft auch, der Meisterin das Leben schwer zu machen.

Ein derartiger Rechtsstreit ereignete sich z. B. 1548 zwischen der „Fritz Bäckerin“ und den anderen Bäckern von Melk. Die Bäckerin versuchte nach dem Tode ihres Gatten den Betrieb weiterzuführen, wogegen die anderen Bäcker Einspruch erhoben. Nachdem ihr über Intervention der Grundherrschaft der Witwenbetrieb genehmigt worden war, ver-



Personal des Stiftsmeierhofes Melk  
(Foto: Heimatmuseum Melk)

<sup>21)</sup> Ebd., B S. 148.

<sup>22)</sup> Ebd., B S. 164a.

suchte man ihr das Recht auf Lehrlingshaltung zu nehmen. Aber auch in dieser Frage setzte sich die Bäckerin, welche sich auf ähnliche Fälle in anderen Märkten berief, durch.<sup>23)</sup>

Durch die befristete Gewerbeberechtigung sollte die soziale und wirtschaftliche Sicherheit erhöht werden. Die Witwe war somit gezwungen, sich ehestmöglich wieder zu verheiraten, wobei aber meist nur ein Mann mit dem Beruf des verstorbenen Gatten in Frage kam. Die Probleme, die sich aus derartigen Zweckehen ergaben, haben sich am Beispiel des armen Müllermeisters Schöberl bereits gezeigt. Aber nicht nur Spannungen und Streitigkeiten zwischen den Ehegatten waren häufig, auch die Kinder hatten bisweilen unter diesen „Zweckehen“ zu leiden. So klagte z. B. 1686 Jacob Steinböck im Namen seines Stiefenkelns Mathias Grießler dessen Stiefvater wegen der schlechten Betreuung. Da sich trotz dieser Klage die Betreuung des Knaben nicht besserte, nahm er diesen schließlich zu sich.<sup>24)</sup>

Die Probleme verwitweter Mütter wurden auch dadurch noch zusätzlich erhöht, daß diese Frauen die rechtliche und vermögensrechtliche Vertretung ihrer Kinder nicht zustand, sondern von „Gerhabenen“ (Vormündern) wahrgenommen werden sollte. Daß diese Vormünder oft mehr auf die eigenen Interessen schauten als auf die ihrer Mündel, läßt sich denken. Erst im Jahre 1978 wurden die Rechte der Mütter denen der Väter gleichgestellt und ihnen somit auch die Vertretungsbefugnis übertragen.<sup>25)</sup> Uneheliche Mütter erhielten dieses Recht erst 1989 eingeräumt.<sup>26)</sup>

Das Wahlrecht erhielten die Frauen zwar bereits 1919, doch noch heute schlagen sich die politischen Parteien mit Quotenregelungen herum, um den Frauen auch einen entsprechenden Platz in den politischen Gremien zu sichern.

Selbst wenn einmal eine völlige rechtliche Gleichstellung zwischen Frau und Mann erreicht sein sollte, wird es vermutlich doch noch einige Zeit benötigen, bis diese auch in sozialen, wirtschaftlichen und partnerschaftlichen Bereichen vollzogen sein wird.

#### Literatur

Helmuth Feigl/Karl Bachinger/Franz Hutter, Melk. In: Die Städte Niederösterreichs. 2. Teil: H-P (= Österreichisches Städtebuch 4/2, Wien 1976) S. 253-269.

Walter Kossarz, Melk. Porträt einer Kleinstadt (Melk 1977).

Melker Kulturbeiträge Nr. 1-14 (1981-1994).

Franz Xaver Linde, Chronik des Marktes und der Stadt Melk umfassend den Zeitraum von 890 bis 1899 mit besonderer Berücksichtigung der letzten 34 Jahre (Melk 1900).

Thomas Wenighofer, Stift und Stadt Melk in alten Ansichten (Melk o. J.).

Franz Würml, Melk. Stadt und Stift. Geschichte und Geschichten (Wien 1977).

---

<sup>23)</sup> Ebd. A S. 70-71.

<sup>24)</sup> Ebd., D S. 140-141a.

<sup>25)</sup> Bundesgesetz über die Neuordnung des Kindschaftsrechtes. BGBl. Nr. 403/1977.

<sup>26)</sup> Bundesgesetz über das Kindschaftsrecht-Änderungsgesetz. BGBl. Nr. 162/1989.

## Die Stadt Horn im Schaffen P. Friedrich Endls

Zum 850jährigen Bestandsjubiläum des Benediktinerstiftes Altenburg sowie für eine kleine Gedenkausstellung ebendort wurden vom Verfasser seit 1991 Forschungen zu Leben und Werk P. Friedrich Endls OSB (1857-1945) angestellt, welche in Teilergebnissen bereits publiziert vorliegen.<sup>1)</sup> Was bisher gefehlt hat, war — von der Vorstellung einzelner Aspekte abgesehen — eine Zusammenfassung der Bedeutung, welche die Stadt Horn im Leben und vor allem im Schaffen Endls hatte.

Endl war gerade zu dem Zeitpunkt (ein zweites Mal) Kooperator in Horn (1888-91)<sup>2)</sup>, als seine wissenschaftliche Publikationstätigkeit einzusetzen begann. Es scheint also so zu sein, daß er in der Stadt Horn seine altertumskundlichen Neigungen erst richtig zu entdecken begann und zu entfalten verstand.

Beginnend mit kleinen Mitteilungen miszellenartigen Charakters, eignete Endl sich nach und nach Kenntnisse vor allem über Geschichte und Kunstgeschichte Horns im 16.-18. Jahrhundert an und legte seine Forschungsergebnisse schließlich auch in umfangreicheren selbständigen Publikationen vor.<sup>3)</sup>

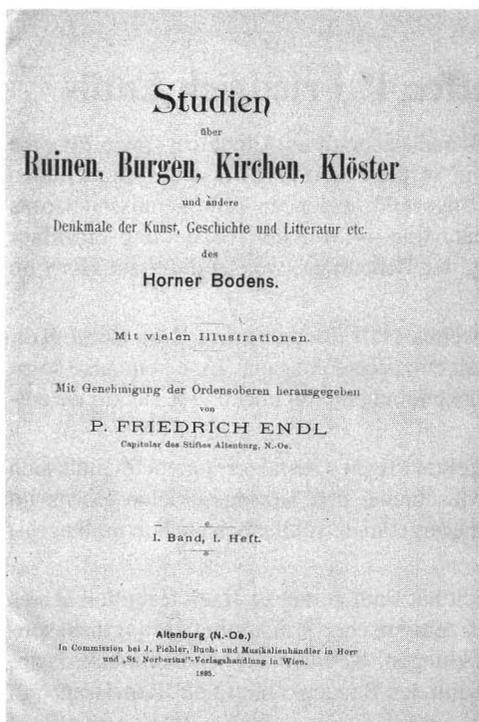
Der Geschichte Horns in der frühen Neuzeit hat Endl geradezu einen Hauptteil seines wissenschaftlichen Lebenswerks gewidmet; in zeittypischer Stilisierung erfolgt insbesondere die Schilderung kunsthistorischer Entwicklungen. Nehmen wir beispielsweise dasjenige Werk Endls, in welchem er sich als erster mit den Baudenkmalern der Renaissance in Horn beschäftigt:

*„Im 16. Jahrhunderte, dem Jahrhunderte der Reformation, begann sich die Renaissance fast zugleich mit der Reformation im Horner Boden das Heimatsrecht zu erwerben und sich in die Architektur dieser Gegend einzuführen. Während man noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts gothische Kirchen aufführte, finden wir schon im Beginne des zweiten Viertels eine ausgesprochene Vorliebe für Bauten im neuen aus Italien und Deutschland importirten Renaissance-Stile. [...] Obwohl die neue Kunstweise, welche hier wie überall in Deutschland einen eigenen Charakter annahm, keine besonderen Blüthen trieb, so, kann man sagen, begann doch um das Jahr 1540 in der Stadt Horn selbst, wie auch in deren näherer und weiterer Umgebung ein lustiges Bauen in ihrem Sinne, welches anhielt bis in*

<sup>1)</sup> Ralph Andraschek-Holzer, Die Anregungen von P. Friedrich Endl OSB zum Projekt eines Horner „Local-Museums“ zu Ende des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der niederösterreichischen Heimatmuseen. In: UH 64 (1993) S. 232–238. Ders., Zum 850-Jahr-Jubiläum der Benediktinerabtei Altenburg 1144–1994: Die „Altenburger Historikerschule“ des 19. und 20. Jahrhunderts. In: UH 65 (1994) S. 4–12. Ders., Das Lebenswerk von P. Friedrich Endl OSB (1857–1945): ein vorläufiger Bericht. In: Ralph Andraschek-Holzer (Bearb.), Benediktinerstift Altenburg 1144–1994 (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, 35. Ergänzungsband, St. Ottilien 1994) S. 381–408 (mit Bibliographie der Schriften Endls). Ders., Die Frühzeit der Geschichtsforschung im Bezirk Horn. In: Bezirkshauptmannschaft Horn im Dienste der Bürger. Festschrift anlässlich der Eröffnung des Zu- und Umbaus des Amtsgebäudes (Horn 1995) S. 48–62. Ders., Zur Geschichte historischer Forschung auf dem Gebiet des Bezirks Horn im 19. und frühen 20. Jahrhundert. In: JbLkNÖ NF 62 (1996) S. 451–463.

<sup>2)</sup> Vgl. Gregor Schweighofer, Altenburg. In: Bibliographie der deutschsprachigen Benediktiner 1880–1980. In: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens und seiner Zweige, 29. Ergänzungsband, St. Ottilien 1985) S. 151.

<sup>3)</sup> Vgl. die Bibliographie der Endlschen Schriften in Andraschek-Holzer, Lebenswerk (wie Anm. 1) S. 399 ff.



Titelblatt 1895  
(Repro: Archiv des WHB)

die letzten Jahre des 16. Jahrhunderts hinauf.“<sup>4)</sup>

Auch im Bandinnern desselben Werks finden sich in manchen einleitenden Abschnitten zu den jeweiligen Kapiteln derart anschaulich stilisierte Passagen, in welchen kunsthistorische Prozesse mit Vorliebe personalisiert werden:

„Während die durch Alter grau gewordenen Burgen und Adelsitze der Horner Gegend und das Horner Schloss selbst, ihres altmodisch gewordenen Exterieurs sich entkleideten und die mehr praktische Gewandung der Renaissance anzogen, vollzog sich auch in der Stadt Horn selbst in baulicher Beziehung manche Veränderung. Den Bürgern gefiel der neue Geschmack und die meisten liessen sich ihre Häuser nach seinem Formenwesen erneuern.“<sup>5)</sup>

Kommen wir nun zum zweiten Horn betreffenden Hauptwerk Endls, in welchem er als einer der ersten Forscher<sup>6)</sup> anhand historischer Zeugnisse, also aus erster Hand, einen Einblick in die Geschichte Horns in der frühen Neuzeit vermittelt.

Interessant ist es dabei, sich die Motive zu vergegenwärtigen, welche ihn zu dieser quellenintensiven und (bzw. weil) weitgehend voraussetzungslosen Arbeit veranlaßten. Zunächst erfolgt eine durchaus rational bestimmte und mit historischen Argumenten gestützte Rechtfertigung des vorliegenden publizistischen Unternehmens:

„Die Stadt Horn dürfte aus mehreren Gründen weitere Kreise interessiren; denn Horn war gleichsam die Schwesterstadt der Städte des Waldviertels in älterer Zeit; hatte fast dieselben Schicksale, stand mit Handel und Wandel, durch die Innungen etc. mit ihnen in Verbindung [ . . . ].

Horn, eine der Hauptstädte des Waldviertels neben Krems [ . . . ], der Vorort gegen Norden, schon seit circa 1046 eine civilisirte Stadt, ein bedeutender Handelsplatz, spielte besonders am Ende des 16. Jahrhunderts eine so große Rolle, daß sie einer politischen Partei im Jahre 1608 den Namen ‚die Horner‘ gab.“<sup>7)</sup>

<sup>4)</sup> Friedrich Endl, Studien über Ruinen, Burgen, Kirchen, Klöster und andere Denkmale der Kunst, Geschichte und Litteratur etc. des Horner Bodens, I. Band, III. Heft (Altenburg, NÖ 1896) S. 93/94.

<sup>5)</sup> Ebd. S. 98.

<sup>6)</sup> Es existierten vor Endls Forschertätigkeit nur wenige Arbeiten; vgl. z. B. die in Erich Rabl, Bibliographie der Stadt Horn. In: Ingo Prihoda (Hg.), Höbarthmuseum und Museumsverein in Horn 1930–1980. Festschrift zur 50-Jahr-Feier (Horn 1980) S. 321 ff., angeführten Arbeiten 6, 119, 392, 519, um nur eine Auswahl aus den verschiedensten Bereichen anzuführen.

<sup>7)</sup> Friedrich Endl, Die Stadt Horn um das Jahr 1600 (Altenburg 1902) S. 3.

Dann aber folgt die Deklarierung des gleichsam irrationalen Sektors von Endls Rechtfertigungsargumentation im Sinn eines sentimental, ja nostalgisch motivierten Versuchs der Vergegenwärtigung vergangenen Lebens:

*„Uebrigens hat ja das ‚kleinstädtische Leben‘ an und für sich großen Reiz, besonders in jener ziemlich bewegten Zeit. Es spielte sich ab mit einer gewissen Frische und auch Behäbigkeit, die fern stand unserer Nervosität, unter dem Schutze der hohen Mauern, welche nur dann die frische Luft hindurchstreichen ließen, wenn besonders in den Tagen der Gefahr die Thorwache einem den Paß vorzeigenden Fremdling oder einem Zuge einziehender freundlicher Truppen die schwerbeschlagenen Thorflügel öffnete und das Fallgitter auf knarrendem Räderwerk in die Höhe ging. [...] Die Schilderungen, welche in den Rathspartokollen gegeben werden, sind oft flüchtig hingeworfen, manchmal aber so lebendig, daßes nur einiger Phantasie bedarf, um das alte Horn vor dem geistigen Auge erstehen zu sehen.“<sup>8)</sup>*

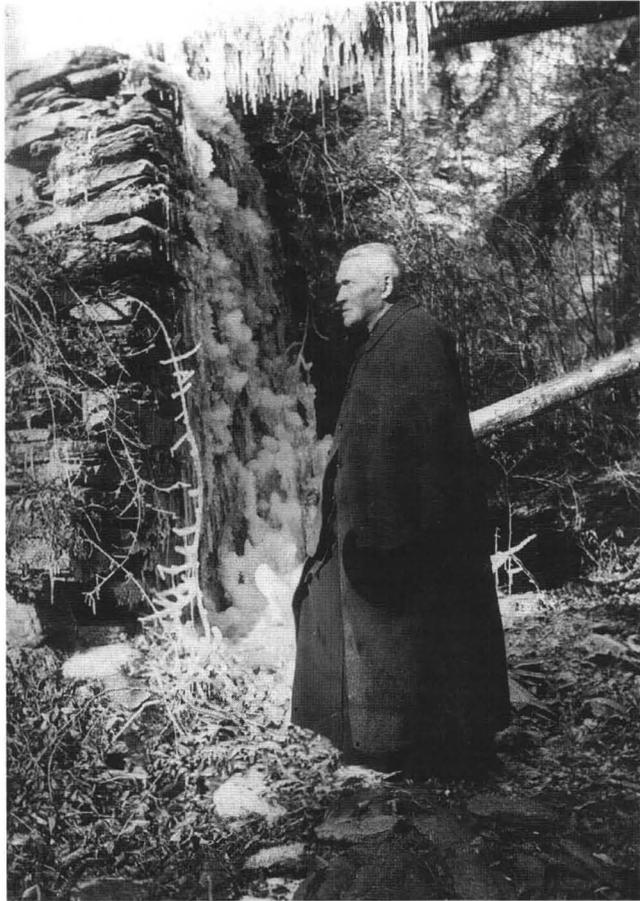
Das schloß selbstverständlich auch das Beibringen geradezu kulinarischer Textproben aus ebendiesen Ratsprotokollen des Stadtarchivs Horn, Endls hauptsächlich ausgewerteter Quellensorte für dieses Werk<sup>9)</sup>, ein:

*„In der Fastenzeit des Jahres 1595 waren weltliche Comoedien, Musik, Tantz, Hochzeiten, Versprechen (Verlöbnisse), Malzeiten (Bankette), item übermässige Pracht in khlai-*

*...*

<sup>8)</sup> Ebd.

<sup>9)</sup> Vgl. Erich Rabl, Das Stadtarchiv Horn. In: Ulrike Kerschbaum/Erich Rabl (Hgg.), Heimatforschung heute. Referate des Symposiums „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 29, Krems a. d. Donau-Horn 1988) S. 171: „Die Ratsprotokolle, die wohl wichtigste Quelle zur Stadtgeschichte, beginnen in Horn mit dem Jahr 1588 und umfassen bis 1944 (...) insgesamt 32 Bände.“



P. Friedrich Endl (1857-1945)

(Foto: Stiftsarchiv Altenburg)

*dung und speiß, übermässige(s) Volsauffen, Got'slestern, öffentliches Spielen, Scheldern (Fluchen), Kegelscheiben, Schießen und was von Freuden, Wöllüsten und Sünden als: Adulterium, Unsittlichkeit etc., bei Strafe verboten und eingestellt worden und zwar laut befehlender Mahnung durch den Bürgermeister [ . . . ]:*<sup>10)</sup>

Endl scheute sich kraft seines zweiten, poetischen Talents, nicht, zum Zweck der Veranschaulichung historischer Ereignisse zu poetischen Stilisierungsmitteln zu greifen. In der folgenden Textpassage gehen eine solche Stilisierung und rational-wissenschaftliche Erläuterung eine interessante Verbindung ein:

*„Ein unheimlicher Gast, welcher in der fraglichen Zeit um 1600 nämlich auch in Horn häufig bei Reich und Arm unsichtbar zu Tische saß und hie und da ein Familien-Mitglied mit kalter Hand berührte, war die Pest, unter welchem Namen man meist jenes ganze furchtbare Heer von Seuchen zusammenfaßte, welches, abgesehen von den Zeiten des Mittelalters, besonders auch im 16., 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts die Bewohner Niederösterreichs mit Entsetzen und Grauen erfüllte, und ganze Landschaften unserer schönen Heimath von Menschen entblöbte.“*<sup>11)</sup>

Endl verstand es jedoch nicht nur, in angemessener Weise zu differenzieren, sondern auch — bei aller Gebundenheit an den lokalen Quellenbefund — Beobachtungen zusammengefaßt zu vermitteln und das überlokale Geschehen in seiner Darstellung zu berücksichtigen:

*„Obwohl das ‚Bürgerthum‘ des 16. Jahrhunderts bereits vielen Einflüssen von Außen her ausgesetzt war, die Wanderungslust des Handwerker-Standes immer wieder neue, fluctuirende Elemente unter die ruhigen einheimischen, seßhaften brachte — so findet sich überall noch eine ziemliche Pietät vor jeder Auctorität und ein ernst religiöser Zug geht durch die Verhandlungen des Bürgerthums, wenn es innere oder nach außen hin abzielende Angelegenheiten ordnet. [ . . . ] So bestanden früher in den Städten Niederösterreichs fast überall die Zechen der Bürgerschaft, ‚Bürgerzechen‘ genannt [ . . . ]. Auch sonst gab es religiöse Vereinigungen für die verschiedensten Zwecke. [ . . . ] Dieses vorausgeschickt, kann über die Stadt Horn gleichfalls berichtet werden über eine ‚alte Bürgerzeche‘ [ . . . ].“*<sup>12)</sup>

Stadt und Umgebung Horns, also im wesentlichen die historische Landschaft des „Poigreichs“ und damit zusammenhängend natürlich die Abtei Altenburg, waren generell die Hauptobjekte von Endls wissenschaftlichem Interesse, wobei, um die Fachrichtungen anzugeben, kunst- und bildungsgeschichtlich orientierte Arbeiten dominieren. Die scheinbar gegebene Dominanz der kunsthistorischen Themen erklärt sich nicht zuletzt aus der ehrenamtlichen Tätigkeit Endls als Konservator.<sup>13)</sup>

Um letztere zu illustrieren, muß die Funktion Endls als Entdecker, Publizist und Konservator der schon erwähnten Sgraffiti am Horner Bezirksgerichtsgebäude hervorgehoben werden.<sup>14)</sup> Die diesbezügliche Korrespondenz im Bundesdenkmalamt ist, wie man sich vor Ort überzeugen kann, gerade für die ersten Jahrzehnte der denkmalpflegerischen Beschäftigung mit diesem Kunstwerk nicht mehr erhalten. Eine einschlägige Veröffentli-

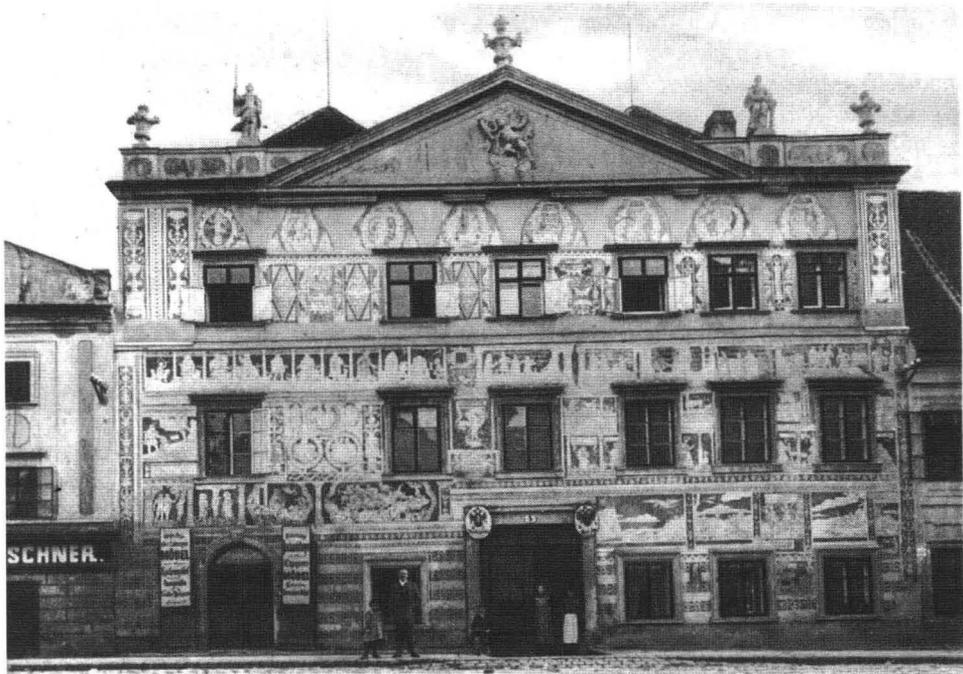
<sup>10)</sup> Endl, Stadt Horn (wie Anm. 7) S. 106.

<sup>11)</sup> Ebd. S. 41.

<sup>12)</sup> Ebd. S. 104.

<sup>13)</sup> Vgl. dazu die Hinweise und Belege in Andraschek-Holzer, Anregungen (wie Anm. 1).

<sup>14)</sup> Vgl. Friedrich Endl, Die Sgraffiti am städtischen Gebäude des k.k. Bezirksgerichtes in Horn vom Jahr 1583. In: Mitteilungen der k. k. Central-Commission ( . . . ) NF 27 (1901) S. 158–162.



Horn, Kirchenplatz 3: Sgraffito-Haus (1916)

(Foto: Sammlung Erich Rabl, Horn)

chung muß sich demnach, wie es den Anschein hat, weitgehend auf den Endl-Nachlaß stützen und wird im folgenden erstmals auszugsweise veröffentlicht.

Schreiben der k. k. Central-Commission, 1899 Oktober 3: „*Der Bericht vom 13. September d. J. betreffend die Aufdeckung von Sgraffito-Malereien an der Außenfacade des k. k. Bezirksgerichtsgebäudes in Horn wurde von der Central-Commission mit lebhaftem Interesse zur Kenntnis genommen. Für Ihr Vorgehen bei der in Rede stehenden Angelegenheit wird Euer Hochwürden der Dank der Central-Commission ausgesprochen [ . . . ]*“<sup>15)</sup>

Schreiben der k. k. Central-Commission, 1900 April 24: „*Mit Bezug auf Ihre im Gegenstande erstatteten Berichte theilt die Central-Commission Euer Hochwürden mit, daß sie sich mit der Art und Weise der beabsichtigten Restaurierung und Ergänzung der Sgraffito-Malereien am Bezirksgerichtsgebäude in Horn einverstanden erklärt*.“<sup>16)</sup>

Abschrift einer Note der k. k. Central-Commission an den Bürgermeister in Horn, 1900 Dezember 13: „*. . . theilt die Central-Commission vor allem mit, daß sie mit lebhafter Anerkennung zur Kenntnis genommen hat, mit welcher aufopferungsvoller Pietät die Stadtgemeinde Horn die Erhaltung der sehr interessanten Sgraffiti auf dem Hause No. 5 in Horn veranlaßte und so der schönen Stadt ein charakteristisches und seltenes Wahrzeichen bewahrte*.“<sup>17)</sup>

<sup>15)</sup> Stiftsarchiv Altenburg, Kasten 12, Karton 5, Fasz. 1.

<sup>16)</sup> Stiftsarchiv Altenburg, ebd.

<sup>17)</sup> Stiftsarchiv Altenburg, ebd.

Schreiben der k. k. Central-Commission, 1901 Januar 7: „Die Central-Commission hat von dem mit dem Berichte vom 22. Dezember v. J. vorgelegten Aufsätze über die Sgrafitti am Bezirksgerichtsgebäude in Horn mit lebhaftem Interesse Kenntnis genommen und diese vorzügliche und dankenswerthe Abhandlung zur Publication in den Mittheilungen bestimmt.“<sup>18)</sup>

Nicht nur im wissenschaftlichen — also publizistischen und praktisch-denkmalpflegerischen — Werk Endls spielte Horn eine zentrale Rolle, sondern offenbar auch im poetischen.

Das unveröffentlichte Gedicht „Am Horner Parnaß“ etwa ist ein Beispiel dafür.<sup>19)</sup>

*„Am Horner Parnaß*

*Wir gründeten im Monat Mai  
In Horn uns eine Dichterschule,  
Die hielt sich selbst vorm Richterstuhle  
Apolls vor jedem Zwange frei.*

*Ob da ein Vers ist kurz, ob lang,  
Ob die gekreuzten Reime passen,  
Wir wollen uns nicht stören lassen,  
Doch rhythmisch sei der Verse Gang.*

*So hoffen wir, dem frohen Sinn  
und auch dem Wissensdrang zu dienen,  
Was uns're Musen auch besingen,  
Es wird sich lohnen unser Müh'n.*

*Doch jede Art von Politik  
Wird hier und muß auch ferne bleiben,  
Wir wollen Poesie betreiben,  
Wie wir betreiben sonst Musik.*

*Drum eilt herbei und schließt euch an!  
Auf diesen Höhen des Parnasses,  
Bedarf es keinen weitem Passes.  
Und frei steigt man den Berg hinan.*

*Um Eines bitten wir sogleich:  
Schreibt immer alles fleißig wieder  
Auf Quartpapier auch sauber nieder,  
So bleibt es uns, es bleibt auch euch.“*

Allerdings gibt das Gedicht Rätsel auf: Gab es wirklich eine Dichterrunde in Horn oder handelt es sich um ein literarisches Spiel? War dieses Gedicht, in unverkennbar humoristischer Diktion, die poetische Visitenkarte einer real existierenden Runde dilettierender Verseschmiede?

Weniger rätselhaft ist das ebenfalls unveröffentlichte Gedicht „Das Studierstädtchen“, welches nicht nur heiter-wehmütige Erinnerungen des Horner Maturanten Endl reflektiert,

<sup>18)</sup> Stiftsarchiv Altenburg, ebd. — Es handelt sich um den u. Anm. 14 erwähnten Aufsatz.

<sup>19)</sup> Stiftsbibliothek Altenburg, AB 15 C 12/2, Typoskript mit handschriftlichen Ergänzungen.

sondern eine in der Lyrik durchaus gängige Korrelation von Individuum und Umwelt im zeitlichen Wandel thematisiert:<sup>20)</sup>

*„Das Studierstädtchen*

*Horn, du Städtlein der Studenten,  
Wo wir Alten auch studiert  
Und als Abiturienten  
Als die Ersten maturiert.<sup>21)</sup>  
Denn es war zum erstenmale  
Dass beim grünen Tisch man saß,  
Und zum fröhlichen Finale  
Uns dann gab den Abschiedspass.  
Jahre sind dahingegangen  
An Erfahrung groß und reich  
Bleichten Haare auch und Wangen  
Auch die Stadt blieb sich nicht gleich.  
Einst ein holprig Pflaster führte  
Hin uns zum Gymnasium  
Dass man zu den Füßen spürte  
Gieng man länger drauf herum.  
Doch an alten trauten Flecke  
Steh'n Gymnasium u. Schloss  
Dienen noch demselben Zwecke  
Doch die Stadt ward weit und groß.  
Villen zieren ihre Ränder<sup>22)</sup>  
Und auch mancher stolze Bau;  
Schöne Gärten schlingen Bänder  
Und der Mauern buntes Grau.  
Doch noch viel ist so geblieben  
Wie es einst vor Jahren war,  
Wo wir uns herumgetrieben  
Unser eine muntre Schar.  
So das Brauhaus wo im Schatten  
Eifrig kegelten auch wir  
Und wenn wir Moneten hatten  
Tranken echtes Hornerbier.<sup>23)</sup>*

<sup>20)</sup> Manuskript Stiftsbibliothek Altenburg, ebd. — Es handelt sich jedoch um kein Autograph, sondern um eine seitens des bereits erblindeten Autors diktierter Niederschrift.

<sup>21)</sup> Vgl. u. Anm. 34.

<sup>22)</sup> Vgl. jüngst Mario Schwarz, Ein Villenensemble in Horn als Beispiel der Stilmöglichkeiten um 1900. In: Ralph Andraschek-Holzer/Erich Rabl (Hgg.), Museum und Stadt Horn. Beiträge zu Museums- und Stadtgeschichte (Horn 1991) S. 151–172.

<sup>23)</sup> Nachdem die Horner Brauerei 1887/88 geschlossen wurde, ist diese Anspielung Endls wohl eines der letzten — und kostbaren — Zeugnisse eines Konsumenten dieser einst berühmten Biersorte. — Vgl. Martina Fuchs, Das Horner Bier. In: Leopold M. Mayerhofer (Red.), Rund ums Bier. 85 Jahre KÖStV Waldmark (Horn 1989) S. 23–30.

*Ward uns dann zu heiß das Pflaster  
Eilten wir in's Taffatal  
Rauchten uns're braunen Knaster  
Badeten im Wasserschwall.*

*Suchten Eidechsen u. Schlangen  
Malten Namen auf die Wand  
And're sind nach Mold gegangen  
Suchten Muscheln dort im Sand.*

*Längst verrauscht sind jene Zeiten  
Doch wir achteten sie kaum.  
Ließen sie vorübergleiten  
War das Alles nur ein Traum?*

*Alle meine Schulgenossen  
Giengen schon zur Ruhe ein;  
Doch ihr Grab bleibt still umflossen  
Von der Jugend Zauberschein.“*

Literarische Äußerungen dieser Art festigten den Ruf Horns als idyllisches Schulstädtchen; für die Horner Stadtgeschichte wäre es interessant, dieses Motiv rezeptionsgeschichtlich zu untersuchen. Möglicherweise aber handelt es sich hier um die erste bekannte dichterische Thematisierung äußerer Veränderungen in der jüngeren Geschichte der Stadt Horn.

Wir haben bereits von einem gewissen sentimental-nostalgischen Zug in Endls Rechtfertigungsargumentation bezüglich seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit Aspekten der Horner Vergangenheit gesprochen; vielleicht war ein solcher, der uns ja auch im eben mitgeteilten Gedicht begegnet, auch bestimmend für sein schul- und bildungsgeschichtliches Interesse.

Ein anderer wichtiger Aspekt der wissenschaftlichen Beschäftigung Endls mit Geschichte und Kunstgeschichte der Stadt Horn war nämlich zweifellos der schulgeschichtliche. Diesen angemessen darzulegen, würde ein weiteres Ausholen erfordern; hier soll lediglich darauf hingewiesen werden, daß Endl der erste war, welcher sich nicht nur eingehend mit schul- und bildungsgeschichtlichen Aspekten der Horner Vergangenheit befaßte, sondern als erster auch eine Periodisierung der Horner Schulgeschichte versuchte:

*„Die Geschichte der alten Stadtschule in Horn theilt sich in drei Hauptepochen. Die erste reicht von den ältesten Zeiten bis zur Reformation in Österreich, richtiger bis beläufig 1544, um welche Zeit eben die evangelische Lehre hier bereits so zahlreiche Anhänger gefunden hatte, dass ihr Einfluss auch im öffentlichen Leben fühlbar wurde. Die zweite umfasst die Jahre von 1544 bis 1620. [. . .] Die dritte endlich dauert vom Jahre 1620 bis 1657. [. . .]“<sup>24)</sup>*

Es ist dies eine Periodisierung, welche immerhin bis heute Bestand hat, nicht zuletzt dadurch, daß sie von Forstreiter in seinem bildungsgeschichtlichen Werk über Horn — bei

<sup>24)</sup> Friedrich Endl, Die Stadtschule in Horn von den ältesten Zeiten ihres Bestandes bis zur Errichtung des Piaristen-Gymnasiums im Jahr 1657. In: Beiträge der österreichischen Gruppe der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 3 (1900) S. 1.

Aus dem Buch:  
„Die Stadt Horn um das Jahr 1600“  
(Repro: Archiv des WHB)



Fig. 21.  
Das Wappen der Stadt Horn vom ehemaligen Pragerthor  
(Innenseite) vom Jahre 1605 (nach einer Zumpapierzeichnung  
von Professor K. Zanger in Horn.)

allen sonstigen Vorbehalten gegenüber Endl — übernommen worden ist.<sup>25)</sup>

In seinem sonstigen dichterischen Schaffen hat Endl sich bewußt in die Tradition der mittelalterlichen Reimchronistik gestellt und ebene Tradition fortzusetzen versucht. Das Ergebnis waren literarisch-lyrische „Reiseführer“, welche, mit historischem Kommentar versehen, Besucher zu den historischen Stätten der Vergangenheit — vornehmlich des Poigreiches — begleiten sollten.<sup>26)</sup>

In dieser chronologisch strukturierten Dichtung kommt die Stadt Horn schon sehr bald vor (Kapitel „976-1144“):

*„Und mitten darinnen erstand die Stadt Horn  
Mit Gräben, Wällen und Mauern.  
Sie ward ein Marktplatz für Weizen und Korn  
Zur Freude der Bürger und Bauern.*

*(Um 1046.)*

*Die Kirche Sankt Stephan vor'm Pragerthor  
Ließ Karl<sup>27)</sup> — ein Gaugraf — erbauen.  
Sie ragte gleich einem Bollwerk empor.  
Man kann sie auch heute dort schauen.“<sup>28)</sup>*

<sup>25)</sup> Vgl. Erich Forstreiter, Die Anfänge der humanistischen Schulbildung in Horn und die Vorläufer des Gymnasiums vor Errichtung des Piaristengymnasiums im Jahr 1657 (Sonderdruck aus Schola Hornana, Festschrift zur Eröffnung des neuen Gebäudes der Horner Bundesmittelschulen, 18. Dezember 1961, Horn 1962) S. 6 („Endl unterscheidet drei Hauptepochen in der Geschichte der Horner Schule, die von ihm richtig erkannt und abgegrenzt wurden und die ich auch beibehalten möchte.“).

<sup>26)</sup> Friedrich Endl, Stift Altenburg und das alte Poigreich im Wandel der Zeiten. Eine Reimchronik (St. Pölten 1924). Ders., Aus dem schönen Lande des blauen Nibelungenstromes (Eggenburg 1930).

<sup>27)</sup> Dazu bei Endl in der Fußnote „1046“. — Bezüglich des Namens „Karl“ handelt sich dabei um ein Mißverständnis der frühen Forschung, welches von Karl Lechner aufgeklärt wurde; vgl. ders., Geschichte der Besiedlung und der ältesten Herrschaftsverteilung. In: Franz Lukas/Friedrich Moldaschl (Hg.), Heimatbuch des Bezirkes Horn. I. Bd. (Horn 1933) S. 257, Anm. 2: „Bis vor kurzem — ich selbst tat dies noch 1924 in meiner öfter zitierten Arbeit — glaubte man, [...] es mit einem Grafen Karolus zu tun zu haben. [...]“; richtig seien hingegen Keroldus bzw. Geroldus (vgl. ebd.).

<sup>28)</sup> Endl, Stift Altenburg (wie Anm. 26) S. 7/8.

Im Abschnitt „1552-1600“ bietet Endl eine poetische Darstellung der Entfaltung des Renaissancestils im Horner Raum, in welcher erwartungsgemäß auch die Stadt Horn ihren Platz einnimmt:

*„Die Rosenburg, Schloß Breitenreich  
Mit Greillenstein im Bunde,  
Die Bauten in Horn, an Zierden reich,  
Sie geben uns jetzt noch Kunde.“<sup>29)</sup>*

Besondere Hervorhebung in dieser „Reimchronik“ erfahren selbstverständlich die religiös-politischen Ereignisse des frühen 17. Jahrhunderts; es ist dies, soweit ich sehe, die einzige rein poetische Verarbeitung jener historischen Geschehnisse:

*„(1608)-1621.  
Indes ward Horn der Sammelort  
Der protestirenden Stände.  
Sie tagten gegen den Kaiser dort;  
Ihr Heer lag zum Schutz im Gelände.  
Auch hieher kamen und nahmen Quartier  
Des Feindes rohe Soldaten;  
Die tranken und schwelgten und plünderten Hier  
Gleich Türken und Renegaten.  
Die siegende Schlacht am Berge bei Prag,  
Sie machte dem Unrecht ein Ende.  
Bald kam auch hier der entscheidende Tag,  
Stadt Horn fiel in Lichtensteins Hände.“<sup>30)</sup>*

In weiterer Folge wird auf Horn nur mehr im Zusammenhang mit kunsthistorischen Aspekten eingegangen, etwa im Abschnitt „Um 1772-1777.“:

*„Stadt Horn beschenkte der Kremser Schmidt  
— Besonders Sankt Kalasanzs Söhne —  
Mit Bildern, an denen man staunend sieht  
Den Schmelz rubensischer Töne.  
[. . .]“<sup>31)</sup>*

In der zweiten derartigen Dichtung Endls wird dem „Hornergau“ sogar ein eigener Abschnitt gewidmet, welcher folgendermaßen beginnt:

*„Wer kennt nicht den alten Hornergau?  
Dort wogt es von blühenden Feldern,  
Umrahmt von der Berge duftigem Blau,  
Und Burgen schau'n aus den Wäldern.“*

<sup>29)</sup> Ebd. S. 25.

<sup>30)</sup> Ebd. S. 26/27.

<sup>31)</sup> Ebd. S. 39 — Den erwähnten Gemälden in der Horner Piaristenkirche St. Antonius v. Padua wird daher besondere Beachtung geschenkt, weil Endl über sie auch wissenschaftlich publiziert hat; vgl. z. B. ders., Drei Bilder des Kremser Schmidt in Horn. In: Monatsblatt des Alterthums-Vereines zu Wien 7 (1890) S. 29–30; auf diese Erstveröffentlichung stützt sich noch Elisabeth Vavra, Kremser Schmidt in Horn. In: Andraschek-Holzer/Rabl (Hgg.), Höbarthmuseum und Stadt Horn (wie Anm. 22) S. 135–143, bes. S. 135 f.

*Versonnene Dörfer im Saatgefeld,  
Im Zauber des Lichts und der Farben,  
So zieht es vor dem Auge Bild um Bild  
Und im Herbste leuchten die Garben.  
Und mitten drin sich dehnt die Stadt Horn  
Mit Mauern im uralten Kleide  
Und draußen blühen Weizen und Korn  
Als kostbare Augenweide.  
Einst ragte zu Horn, schon mächtig und groß,  
Hoch über den Taffagestaden,  
Der alten Grafen von Bogen (Piugin) Schloß  
Mit Türmen und Palisaden.*

*(Schon vor 1046)*

*Denn — als die Babenberger das Land  
Mit ihren Getreuen bezogen,  
Da kamen hieher an den Taffastrand  
Die vornehmen Grafen von Bogen.*

*(1046)*

*Und Karl, der Graf, ließ früh schon dort,  
Wo heute wir noch sie sehen,  
Die Kirche Sankt Stephan als heiligen Ort,  
Dem neuen Städtchen erstehen.“<sup>(32)</sup>*

Ein letzter, speziell biographischer Bezug zur Stadt Horn ergibt sich daraus, daß Horn nach der Vertreibung der Altenburger Konventualen im Jahr 1940<sup>33)</sup> Endls letzte Ruhestätte wurde. Das Gedenkbuch der Pfarre Horn vermerkt im Rahmen der Eintragungen zum Jahr 1945:

*„Am 4. August starb unser guter Stiftsenior und Subprior i. R. P. Friedrich Endl, gestärkt durch den Empfang der hl. Sterbesakramente, kurz nach Vollendung seines 88. Lebensjahres, von denen er 69 im Orden zugebracht hatte, im 65. Priesterjahre. Er war bis zu seinem Tode von staunenswerter geistiger Frische, ertrug die Beschwerden des Alters und seine jahrelange Blindheit mit der größten Geduld und erfreute uns oft mit seinen selbstverfertigten Gedichten. Am 7. August geleiteten wir ihn zum Grabe auf dem hiesigen Friedhofe, in der Nähe des Einganges in die Friedhofskirche. 14 Priester beteiligten sich am Begräbnisse. Abt Ambros hielt ihm den Nachruf, Professor Karl Scholz sprach im Namen der Schola Hornana, welcher der Verstorbene angehört hatte — er war unter den ersten Maturanten<sup>34)</sup> — und Bezirksschulinspektor Dr. Barack feierte ihn als Heimatdichter u. [?]“*

<sup>32)</sup> Endl, Aus dem schönen Lande (wie Anm. 26) 67/68.

<sup>33)</sup> Vgl. Wilhelm Scheidl, Die Ereignisse im Stift Altenburg in der Zeit des Nationalsozialismus und in der folgenden Besatzungszeit (1938–1946). In: Andraschek-Holzer (Bearb.), Benediktinerstift Altenburg 1144–1994 (wie Anm. 1) S. 415.

<sup>34)</sup> Vgl. Reifezeugnis Friedrich Endl, 1876 Juli 21, Stiftsarchiv Altenburg, Kasten 12, Karton 4, Fasz. 3. — „Mit dem Beschlusse des hohen NÖ Landtags vom 23. September 1871 wurde das bisherige Piaristen-Untergymnasium zu einer NÖ Landesanstalt erklärt und als solche vom hohen NÖ Landesaussschusse in die Verwaltung übernommen. Mit Anfang des Schuljahres 1872/73 erscheint das Gymnasium das erstmal in seiner neuen Form und Verwaltung“ (Anton Schwarz, Chronik des Gymnasiums Horn. In: 1. Jahresbericht Gymnasium Horn 1873, S. 3).

*las einige Strophen des Einleitungsgedichtes aus der Gedichtsammlung „Aus dem schönen Lande des blauen Nibelungenstromes“<sup>35)</sup> am Grabe vor. R. i. P.“<sup>36)</sup>*

Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß für Endls theoretisch-wissenschaftliche, praktisch-denkmalpflegerische und dichterische Beschäftigung mit Geschichte und Kunstgeschichte der Stadt Horn sowohl biographisch-sentimentale Motive ausschlaggebend waren als auch rational an Quellenlage und Forschungssituation orientierte. Im wissenschaftlichen Werk war Endl in vieler Hinsicht unter den ersten Forschern oder der erste überhaupt, welcher sich bestimmten Aspekten der Vergangenheit Horns gewidmet hat, und auch im Bereich poetischen literarischen Lebens war Endl wohl der erste, welcher historische Ereignisse aus der Geschichte der Stadt Horn einer dichterischen Verarbeitung zugeführt hat. Dies allein rechtfertigt einen Beitrag wie den vorliegenden, welcher auf eine für Horn und den Horner Raum so bedeutende Persönlichkeit hinweisen will, die nicht in Vergessenheit geraten sollte.

---

<sup>35)</sup> Gemeint ist: Aus dem schönen Land des blauen Nibelungenstromes (wie Anm. 26).

<sup>36)</sup> Gedenkbuch der Pfarre Horn 1834–1946, Kopic im Stadtarchiv Horn, S. 271.

*Friedel Moll*

## **Brauchtum im Bezirk Zwettl**

### **5. Teil: Fasching und Fasten**

Der folgende Beitrag basiert auf einem 1950 vom Bezirksschulrat Zwettl ausgesandten Fragebogen<sup>1)</sup>; die Unterlagen befinden sich seit 1993 im Stadtarchiv Zwettl.<sup>2)</sup>

#### **Fasching**

Das Wort „Fasching“ kommt nach H. M. Wolf von „vastschang“, was auf das reichliche Essen und Trinken in den Wochen vor der strengen Fastenzeit hinweisen dürfte. Der Begriff „Vaschanc“ in einer mittelalterlichen Zunftordnung wird nämlich als das Ausschenken des Fastentrunkes übersetzt.

Der Fasching beginnt mit dem 1. Jänner (in einigen der vorliegenden Erhebungen wird auch der Dreikönigstag als Beginn der Faschingszeit angegeben) und endet mit dem Aschermittwoch. Die letzten Faschingstage (Faschingsonntag, -montag und -dienstag) sind die wichtigsten. Es ist das die Zeit des Frohsinns und der Ausgelassenheit. Eine Tanzunterhaltung löst die andere ab. Die Faschingmontag-Tanzunterhaltung (der Gesellschaftsball) gehörte den Verheirateten. Auch der Feuerwehrball — ein gesellschaftliches Ereignis in

---

<sup>1)</sup> Der erste Teil erschien in Heft 1/1995, S. 30-37, der zweite Teil in Heft 2/1995, S. 161-172, der dritte Teil in Heft 3/1995, S. 259-266 und der vierte Teil in Heft 4/1995, S. 386-390.

<sup>2)</sup> Stadtarchiv Zwettl, Karton 329, 330, 331.

jedem Ort — fand im Fasching statt. Die Faschingdienstag-Unterhaltung (Dirndball) war der Jugend vorbehalten.<sup>3)</sup> In Kottes fanden im Fasching auch Theateraufführungen statt. Meist wurden Volksstücke und lustige Einakter gegeben, danach spielte die Dorfkapelle zum Tanz auf. In die Faschingszeit fielen auch die „Rockatänze“ oder „Rockentänze“. Ursprünglich versammelten sich dazu die Knechte und Mägde, Burschen und Mädchen am Nachmittag oder Abend einmal in diesem, dann in jenem Bauernhaus. Die Mädchen hatten Spinnrad und Spinnrocken mitgebracht (daher der Name). Man saß beisammen, spann, lachte, erzählte und sang. Den Abschluß bildeten Tänze zur Ziehharmonika und Spiele, die oft bis weit nach Mitternacht dauerten. Zur Zeit unserer Erhebungen wurde in den bäuerlichen Haushalten kaum mehr Wolle oder Flachs verarbeitet. So kamen die jungen Leute ausschließlich zum Tanz zusammen. Auch aus dieser Zeit sind noch einige (Tanz)Spiele dokumentiert, wie zum Beispiel „Blind heiraten“ und „Nachbarn tauschen“<sup>4)</sup> oder der Polsteranz.<sup>5)</sup> Jede richtige Bäuerin ließ es sich nicht nehmen, für die Faschingstage einen Korb voll Krapfen zu backen, und sie war stolz darauf, wenn sie ihr gut gelungen waren: jeder Krapfen goldgelb mit einem weißen Rand um die Mitte.

Verkleidete Personen, „Faschingsnarren“ oder „Maschkerer“, zogen am Faschingmontag und -dienstag mit viel Hallo von Haus zu Haus und wurden mit Geselchtem und Krapfen beschenkt.

Aus Groß Haselbach und aus Stögersbach ist folgender Spruch der Faschingsnarren erhalten:

„Hollodaro, d' Foschingsnorrn san do!  
Tat'n bitt'n um a Gob:  
a Bockkadl voll Troad,  
von da Henn a poar Oa,  
von da Sau a Trumm Speck,  
dann gengan d' Faschingnorrn wieda weg!“

Wie hoch man am Faschingtag hüpfte, so hoch sollte der Flachs wachsen.<sup>6)</sup>

Aus Jagenbach wird berichtet, daß der dortige Faschingumzug von der Feuerwehr organisiert wurde. Die verkleidete Truppe zog von Haus zu Haus und sammelte Naturalien und Geld für den guten Zweck. Dabei sorgten falsche Handwerksburschen für so manchen Schabernack: Der Schuster nagelte Holzschuhe an Zäune, die Tischler die Nudelbretter und Waschtröge an Haustüren und -tore. Gern wurden auch Aborttüren zugenagelt. In diesen Tagen sollten die Hühnern (Sauer)Kraut zu fressen bekommen, damit sie im kommenden Frühjahr keine jungen Pflanzen fraßen.<sup>7)</sup>

Am Faschingsamstag mußte man die Fußböden reiben, damit sie nicht wurmstichig wurden.<sup>8)</sup> Während der drei letzten Faschingstage sollte keine nasse Wäsche auf dem Dachboden hängen, denn das bedeutete Unglück für das Vieh: „D' Foschingtog d' Wäsch am Bod'n — noch Ostern d' Häut.“<sup>9)</sup>

<sup>3)</sup> Albrechtsberg (gehörte damals zum Schulbezirk Zwettl)

<sup>4)</sup> Roiten

<sup>5)</sup> Groß Gerungs

<sup>6)</sup> Altmelon, Gutenbrunn, Ottenschlag, Sallingberg

<sup>7)</sup> Altmelon

<sup>8)</sup> Sallingberg

<sup>9)</sup> Eisenreith, ähnlich auch in Grafenschlag und Langschlägerwald

Zu den Faschingstagen fanden meist die großen Hochzeiten statt. Der Faschingsonntag hieß im Volksmund auch „Bandlsunnta“, was von „anbandeln“ herrührte.<sup>10)</sup>

In Waldhausen wurde am Faschingmontag Jahrtag gehalten. Die Hausbesitzer versammelten sich beim Ortsvorstand, dort wurde die Gemeinderechnung vorgelegt. Anschließend verspeiste man das mitgebrachte Brot und Geselchte.

Der Faschingmontag hieß auch „foaster Montag“, denn zu Mittag gab es fetten Mohn- oder Grammelsterz zu essen.

„Heut is der foaste Montag,  
heut zittert mirs Herz.  
Hab's Häferl schon g'sehn,  
heut krieg'n ma an Sterz.“<sup>11)</sup>

Am Faschingmontag (mancherorts auch am Faschingdienstag) putzten und schmierten die Männer alles Riemenzeug und das Ochsesgeschirr des Hauses. Das sollte zu fetten und kräftigen Ochsen verhelfen.<sup>12)</sup>

Den Kühen gab man am Faschingdienstag Brot, Weihwasser, Palmkätzchen oder Zweige des vorjährigen Palmbuschens zu fressen, um sie vor den Hexen zu schützen.<sup>13)</sup>

In manchen Orten wurde am Faschingdienstag der Fasching begraben.<sup>14)</sup> Dieser Brauch hat (nach H. M. Wolf) seine Wurzeln keineswegs in einer heidnischen Kulthandlung (etwa dem Winteraustreiben), sondern geht vielmehr auf eine Parodie liturgischer Bräuche zurück. Dabei trugen verkleidete Burschen eine Strohuppe durch den Ort und versenkten sie schließlich an einer passenden Stelle in einer Schnee-gruft.<sup>15)</sup> Anderorts wurde auch während der Tanzunterhaltung am Faschingdienstag ein Bursche, in ein Leintuch gehüllt, durch die Räume des Gasthauses getragen, wobei ihn die anderen Gäste weinend und schluchzend begleiteten und mit Wasser und Wein besprengten. Dazu spielte die Musik Trauerlieder.<sup>16)</sup>

### Fastenzeit

Die Fastenzeit dient nicht der Kasteiung, sondern der leiblichen und seelischen Vorbereitung auf Ostern. Das erste Konzil von Nizäa (325) sprach von einer vierzig-tägigen Vorbereitungszeit, während der man — mit Ausnahme der Sonntage — nur eine Mahlzeit pro Tag (am Abend) zu sich nehmen und auf Fleisch und Wein verzichten sollte. Diese vierzig Tage der Läuterung haben einen mehrfachen biblischen Hintergrund: 40 Tage und Nächte dauerte die Sintflut, hielt sich Moses auf dem Berg Sinai auf, blieb Jesus in der Wüste . . . Die Fastenzeit beginnt also mit dem Mittwoch vor dem 6. Sonntag vor Ostern. Läßt man die Sonntage aus, so kommt man inklusive Karfreitag und Karsamstag auf 40 Tage.

Bis zur Neuordnung des Kirchenjahres 1969 gab es auch noch eine Vorfastenzeit, die am 8. Sonntag vor Ostern begann. Heute sind nur mehr Aschermittwoch und Karfreitag strenge Fasttage.

<sup>10)</sup> Gutenbrunn

<sup>11)</sup> Niedernondorf

<sup>12)</sup> Arbesbach, Grafenschlag, Groß Gerungs, Gutenbrunn, Ottenschlag

<sup>13)</sup> Gutenbrunn

<sup>14)</sup> Friedersbach, Groß Gerungs, Kirchbach, Sallingstadt, Stögersbach

<sup>15)</sup> Altmelon; ähnliches berichtete die Schulleitung Schwarzenau über ein „Faschingsbegräbnis“ in Groß Radischen (Bezirk Gmünd)

<sup>16)</sup> Franzen

Am Faschingdienstag endete um 12 Uhr Mitternacht mit einem Schlag der Faschings-  
taumel. Die Musikanten spielten noch den „Kehraus“, dann sollte Schluß der Tanzveran-  
staltung sein. Allerdings hielt man sich auch 1950 nicht mehr ganz streng daran.<sup>17)</sup>

Es gehörte sich, am Aschermittwoch in der Kirche den Aschensegen zu empfangen (zur  
„Einäscherung“ zu gehen) und während der Fastenzeit neben den Sonntagsmessen die  
Kreuzwegandachten und den nachmittägigen Segen an den Sonntagen zu besuchen. Außer-  
dem sollte man zur Beichte gehen, aber nicht erst in den letzten Tagen vor Ostern, denn da  
gingen nur mehr die Roßknechte<sup>18)</sup> (oder gar die Roßdiebe)<sup>19)</sup>.

In fast allen Orten wurde am Aschermittwoch auch noch das „Howan einwoaka“,  
„Habernetzen“ oder „Haferwaschen“ geübt. Die Männer trafen sich im Wirtshaus, tranken  
Wein und bewarfen sich gegenseitig mit Haferkörnern oder streuten auch einfach Körner in  
die Gläser. Dadurch sollte die Feldfrucht gut gedeihen. In wessen Glas die meisten Körner  
landeten, der würde die reichste Ernte heimführen.<sup>20)</sup> Der Wein wurde, wenn nicht zuviel  
Hafer im Glas war, trotzdem getrunken. Andernfalls trieb man früher manchmal spaßhal-  
ber die Hühner in die Wirtsstube und ließ sie, nachdem das Gemisch von Wein und Körnern  
auf den Boden gegossen worden war, die Körner aufpicken.<sup>21)</sup>

---

<sup>17)</sup> Altpölla

<sup>18)</sup> Albrechtsberg

<sup>19)</sup> Purk

<sup>20)</sup> Altmelon, Brand, Echsenbach, Elsenreith, Etzen, Franzen, Friedersbach, Grafenschlag, Groß Gerungs, Groß-  
göttfritz, Groß Weißenbach, Gutenbrunn, Jagenbach, Jahnings, Kamles, Kirchbach, Kirchberg/Wild, Kirch-  
schlag, Klein Pertenschlag, Kottes, Langschlag, Langschlägerwald, Lugendorf, Martinsberg, Oberkirchen,  
Oberndorf, Ottenschlag, Pehendorf, Purk, Purraath, Rappottenstein, Rieggers, Roiten, Sallingberg, Salling-  
stadt, Scheideldorf, Stift Zwettl, Waldhausen

<sup>21)</sup> Grafenschlag

*Martina Pippal*

## **Wiener Studierende der Kunstgeschichte im Wald- viertel — ein subjektiver Bericht über ein Experiment**

### **Was bis jetzt geschah...**

Alle Studentinnen und Studenten, die an der Universität Wien Kunstgeschichte studie-  
ren, nehmen im Laufe ihres Studiums an zwei Exkursionen teil: die eine findet in Öster-  
reich statt, die andere führt ins Ausland. Das ist vom Studienplan so vorgesehen. Diese  
Exkursionen sollen den Studierenden die Gelegenheit geben, einige wichtige Werke der  
abendländischen Kunstgeschichte im Original kennenzulernen. Üblicherweise bereiten die  
Studierenden in Wien Referate vor, die sie dann während der Reise vor Ort halten. Ein ein-  
zelnes Werk (z. B. eine Kirche) oder eine Werkgruppe (Fresken, Skulpturen etc.) werden  
durch diese Referate den anderen Teilnehmern und Teilnehmerinnen an der Exkursion  
nähergebracht.

Die Autorin dieses Artikels ist mittlerweile ein „alter Hase“, ist sie doch fast seit 18 Jahren in den Unterricht an der Universität Wien involviert. Dementsprechend groß ist die Zahl der In- und Auslandsexkursionen, bei denen sie dabei war. Früher begleitete sie Exkursionen als Assistentin. Nun, seit mehreren Jahren, leitet sie Exkursionen selbständig, aber immer in Zusammenarbeit mit anderen Kollegen (Dr. Rudolf Koch, Dr. Friedrich Dahm).

Drei Eindrücke wurden dabei immer stärker. Der erste und wichtigste: Der „Streß“ macht auch vor den Toren der Universität nicht halt. Dort steigt er offensichtlich mit in den Exkursionsbus ein; selbst bei Bahn- oder Flugreisen ins Ausland läßt er sich nicht abschüteln. Am Zielort mit uns angekommen, redet der ungebetene Mitreisende sogar bei der Programmgestaltung mit: Möglichst viele Objekte (Kirchen, Schlösser etc.) werden Tag für Tag angefahren. Der Blick des Exkursionsleiters/der Exkursionsleiterin ist permanent auf die Uhr gerichtet. Die Dauer des Aufenthalts an einem bestimmten Ort wird durch die Länge des Referates bestimmt. Und immer erscheint dieses als zu lang! Zeit für die Auseinandersetzung mit dem Objekt bleibt meist keine mehr. Schon werden die Studierenden vom Exkursionsleiter bzw. der Leiterin in den Bus getrieben. Folglich schmilzt auch die Zeit, die es den Exkursionsteilnehmern und -teilnehmerinnen möglich machte, miteinander und mit dem/der Leiter/in in Kontakt zu treten, dahin. Das erscheint der Autorin als ein besonderer Verlust, ist doch das Klima an der Universität (im tagtäglichen Vorlesungs- und Seminarbetrieb) ohnedies immer stärker von Anonymität geprägt — Stichwort „Massenuniversität“.

Zweiter Eindruck (er hängt mit dem ersten zusammen): Die Beziehung zum Objekt wird eine immer distanziertere, unsinnlichere. Dritter Eindruck: Der Imagination, wie z. B. ein Bau oder sonst ein Objekt in den einzelnen Phasen seiner Genese ausgesehen hat, ist kein Platz eingeräumt in unserem System.

### **... wir brauchen ein neues Konzept!**

Bei der Planung der letzten Inlandsexkursion (Sommersemester 1995) — sie sollte nach Niederösterreich führen und an vier Tagen im Juni stattfinden — haben die beiden Leiter der Exkursion, die Autorin und Dr. Rudolf Koch, angesichts der angesprochenen Probleme versucht ein neues Konzept zu entwickeln. Und wir haben es — wie wir glauben: mit Erfolg — mit den Studierenden umgesetzt. Pro Tag wurde nur jeweils ein einziges Objekt angefahren, dementsprechend stand jeweils ein ganzer Tag für die Untersuchung eines Baus zur Verfügung. Diese Objekte waren die Kapelle St. Georg (früher Burg-, dann Schloßkapelle, später Pfarrkirche) in Dross und die Kapellenruine (ehem. Burgkapelle hl. Pankraz) in Gossam, beides in der Wachau, sowie die Pfarrkirche hl. Lorenz in Friedersbach und die ehemalige Burgkapelle der Burg Ottenstein.

Unser Plan war es, die Studierenden möglichst unvorbereitet dem Objekt gegenüber treten zu lassen. Vor Ort sollte aber eine möglichst intensive und sensualistische Auseinandersetzung mit dem Bau stattfinden. Von — vorher in Wien vorbereiteten — Referaten wurde abgesehen, und zwar aus folgendem Grund: Bei der Vorbereitung derartiger Referate werden von den Studierenden die Erkenntnisse diverser Autoren, die sich über ein bestimmtes Objekt geäußert haben, am Schreibtisch sitzend zusammengefaßt und, soweit das von dort aus möglich ist, gegeneinander abgewogen. In der Regel steht dann der Referent oder die Referentin während des Referats selbst zum ersten Mal vor dem Objekt. Eine Überprüfung der in der einschlägigen Literatur vorgefundenen Thesen ist nun kaum mehr möglich; das

Referat wird — oft mit dem Rücken zum Objekt — den Mitreisenden anhand der fertigen schriftlichen Unterlagen präsentiert. Zudem fehlt den Studierenden oft das methodische „Know-how“ für die Überprüfung der in der Literatur vorgebrachten Thesen. Dieses Defizit wird bei Bauten des Mittelalters besonders deutlich. Denn diese Bauten und ihre Ausstattung (Fresken, Skulpturen, Glasfenster etc.) sind ja fast durchwegs in stark veränderter Form auf uns gekommen. Oft ist der mittelalterliche Kern respektive Restbestand hinter späteren Um- und Zubauten gänzlich verschwunden. Um eine Vorstellung vom ursprünglichen Bau und seiner Ausstattung zu bekommen, ist es folglich nötig, nicht nur die traditionellen kunsthistorischen Methoden (Stilanalyse, Ikonographie, Ikonologie etc.) — wiewohl diese unentbehrlich sind — anzuwenden, sondern das Objekt zugleich auch von einem mittelalterarchäologischen Ansatz her zu untersuchen. Diese Methode wird den Studierenden am Wiener Institut zwar seit einigen Jahren durch Vorlesungen vermittelt (Vortragender: Dr. Rudolf Koch); es fehlt aber bisher der Brückenschlag zur praktischen Anwendung. Mittelalterarchäologie in ihrer praktischen Ausführung ist bisher die Domäne der Ur- und Frühgeschichte.

Diesen Brückenschlag haben wir im Rahmen unserer Exkursion durchzuführen versucht. Das war der eine Teil unseres Experiments: Vor Ort sollte eine Baugeschichte erstellt werden. D. h.: Der älteste Kerns des Baus sollte erkannt und die Abfolge der späteren Um- und Zubauten herausgearbeitet werden. Dabei waren jeweils der Bau und seine Ausstattung (Fresken, Skulpturen, Glasfenster etc.) gemeinsam ins Auge zu fassen. Um vom ursprünglichen Bau eine Vorstellung zu geben, sollte dieser dann mit graphischen Mitteln rekonstruiert werden; das bildete den anderen Teil unseres Versuchs.

Das erste Ziel, die Erstellung einer Baugeschichte, ist nur erreichbar, wenn man die verschiedensten Methoden anwendet: Die Formalanalyse (Stilanalyse) ist einzusetzen, um die Entstehungszeit der Einzelformen des Baus (Kapitelle, Basenprofile, Querschnitte der Rippenprofile etc.) und jene der Ausstattung (Fresken, Glasfenster usw.) zu eruieren. Mittelalterarchäologische Untersuchungsmethoden sind dort nötig, wo die Formalanalyse nicht greift, weil datierende Formen nicht zur Verfügung stehen. Wo also keine Basenprofile, Kapitelle, Rippenquerschnitte etc. existieren.

Dr. Koch gab den Studierenden während der Exkursion eine Einführung in einige Methoden der Mittelalterarchäologie, z. B. stellte er verschiedene Vermessungsmethoden vor, erklärte, wie man den Mauerverband analysiert etc. Die Autorin stellte diverse Methoden vor, welche die graphische Darstellung aufrechter Bauten sowie die Rekonstruktion — teilweise oder ganz — zerstörter respektive später umgebauter Objekte ermöglichen; die Studierenden wurden angeleitet, perspektivische, axonometrische, isometrische Zeichnungen sowie Abwicklungen herzustellen.

Die 25 Teilnehmer bzw. Teilnehmerinnen bildeten fünf Arbeitsgruppen zu je fünf Studierenden. Für diese Arbeitsgruppen hatten wir verschiedene Fragestellungen vorbereitet. Am Ende des Tages wurden die Ergebnisse der einzelnen Arbeitsgruppen im Plenum besprochen.

### **Wege der Erkenntnis — am Beispiel zweier Burgkapellen (ehemalige Burgkapelle von Dross und ehemalige Burgkapelle von Ottenstein)**

Von den insgesamt vier Bauten, die wir im Zuge der Exkursion besuchten, seien hier zwei herausgegriffen: die ehemalige Burgkapelle in Dross (nördlich von Krems) und die ehemalige Burgkapelle in Ottenstein. Bei der Kapelle St. Georg in Dross, die heute als Auf-



Die anschließende Diskussion im Plenum ergab folgendes: Der Bau in der heutigen Form ist im wesentlichen in zwei Phasen entstanden, nämlich in einer hochmittelalterlichen und einer spätmittelalterlichen Phase. Das Langhaus in seiner jetzigen Form bildete ursprünglich das saalförmige Langhaus einer hochmittelalterlichen Kapelle. Der Verband der Langhausmauern läßt eine Datierung dieses Teils ins 12. Jahrhundert zu, denn es dominiert hammerrechtes Kleinquadermauerwerk mit zonalem Schichtwechsel, und an den Ecken von Süd- und Westmauer respektive Nord- und Westmauer finden sich Verplattungen, die Großquadermauerwerk imitieren. Diese Verplattung wird auf der Zeichnung (Abb. 2) besonders gut greifbar. Punktuell ist auf den Mauern des 12. Jahrhunderts auch noch der originale Fugenstrichmörtel erhalten.

Das Langhaus besaß im Inneren, wie die hohe Situierung der — originalen — Fenster zeigt, keine Wölbung, sondern eine Flachdecke. In der Westmauer ist ein Hocheinstieg erhalten. Das läßt darauf schließen, daß die Kapelle schon ursprünglich eine Westempore besaß (die erhaltene Westempore stammt aus der josephinischen Zeit); Westemporen sind für Burgkapellen (das noch erhaltene spätbarocke Schloß von Dross erhebt sich ja an der Stelle der mittelalterlichen Burg) typisch. Erreichbar war der Hocheinstieg zur Empore von der Burg aus wohl über einen Holzgang.

Die eigentümliche Verlegeweise der Fliesen im Chor (vgl. Abb. 1) entpuppte sich als denkmalpflegerische Maßnahme: 1954-60 war im Chorbereich eine halbrunde Apsis ergraben worden; ihr Grundriß wurde dann im neuen Fußboden mittels der Anordnung der Fliesen verdeutlicht. An das Langhaus schloß demnach, wie die in den 50er Jahren durchgeführten Grabungen gezeigt haben, ursprünglich eine halbrunde Apsis an. Der Bau des 12. Jahrhunderts vertrat somit den Typus des Apsidensaales (vgl. Abb. 3).

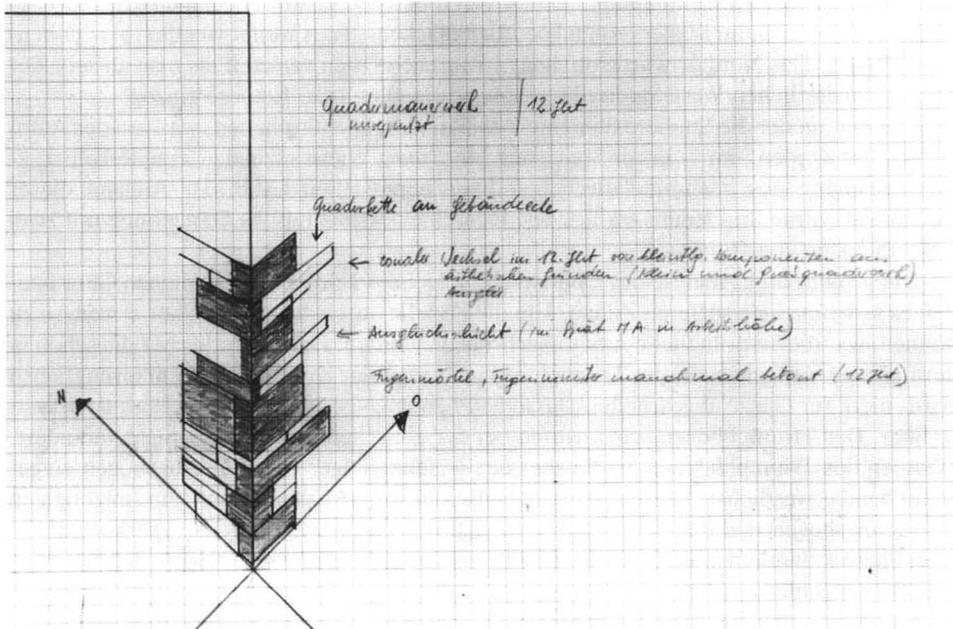


Abb. 2: Dross, Kapelle St. Georg, Ecke von West- und Südmauer, Mauerverband (die Verplattung der Mauern wird sichtbar)

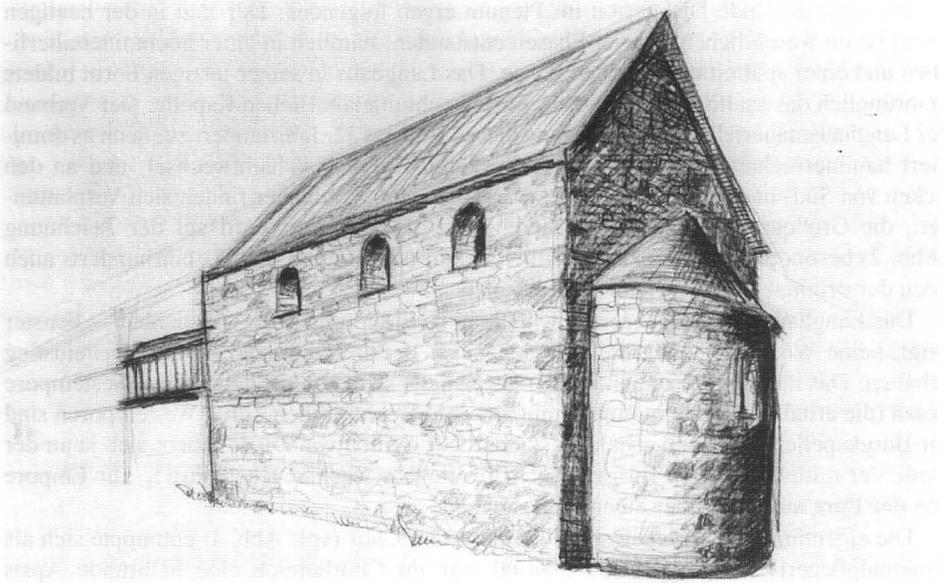


Abb. 3: Dross, Kapelle St. Georg, Rekonstruktion (Ansicht von Südwesten)

Abgesehen vom genannten Hocheinstieg hatte die Kapelle je einen Eingang im Süden und im Norden: Vom ursprünglichen Eingang im Süden sind die Riegellöcher noch erhalten; das Tor selbst wurde im Spätmittelalter vergrößert. Das Nordtor befand sich ursprünglich, wie Störungen im Mauerverband deutlich machen, etwas weiter westlich als der heutige Eingang. Das Nordtor wurde offenbar etwas nach Osten versetzt, als man anstelle der hochmittelalterlichen Westempore die erhaltene josephinische Empore einzog.

Die Zeit, in der die Studierenden ihre Arbeiten durchgeführt hatten, war von der Autorin genutzt worden, um — in der Sonne auf der grünen Wiese sitzend — eine Rekonstruktionszeichnung des hochmittelalterlichen Baus herzustellen (Abb. 3). Anhand dieser Zeichnung wurde im Plenum erklärt, wie man eine perspektivische Darstellung mit zwei Fluchtpunkten konstruiert.

Die gemeinsame Analyse des Chors ergab folgendes Bild: Beim erhaltenen Chor handelt es sich um einen späteren Zubau. Um die Kapelle durch den neuen Chor erweitern zu können, war die ursprüngliche Apsis abgebrochen worden. Dabei wurde aber die schon in der Laibung (Aufgehendes) des Triumphbogens ansetzende Krümmung der ursprünglichen Apsis nicht zur Gänze abgearbeitet. Dasselbe Phänomen ist auch bei der Apsiskalotte feststellbar. Der Triumphbogen selbst wurde bei der gotischen Erweiterung nicht verändert. Westlich des Triumphbogens wurde aber ein — spitzbogiger — Entlastungsbogen eingestellt, der das westlichste Fenster des Langhauses teilweise verdeckt. Auf dem spitzbogigen Entlastungsbogen und dem Triumphbogen sitzt der Dachreiter auf. Die Fresken, die in zwei Phasen, nämlich um 1330 und 1425/30, entstanden sein müssen, zeigen, daß der Chor vor 1330 errichtet wurde.

Im Plenum wurden auch das Programm und der Stil der Wandmalereien besprochen; eine wesentliche Frage war hier auch, wie sich die Fresken zum Altar, also die Darstellungen zur liturgischen Handlung verhalten.

Als wir uns am vierten Exkursionstag mit der ehemaligen Burgkapelle der Burg Ottenstein befaßten, waren den Studierenden schon verschiedene Methoden der Vermessung und Maueranalyse geläufig. Auch Methoden der graphischen Darstellung erhaltener wie verloreener Bauten hatten sie bereits kennengelernt. Neu war die von uns gestellte Aufgabe, die Freskenausstattung der Kapelle in ihrer Relation zum Bau graphisch wiederzugeben.

Den Bau betreffend, sollten folgende Arbeiten durchgeführt werden: Autopsie des Baukörpers innerhalb der späteren Um- und Überbauung, Erfassung des Ist-Zustandes des Baus (Vermessung), räumliche Wiedergabe des Ist-Zustandes, die Rekonstruktion des ursprünglichen Zustandes der hochmittelalterlichen Burgkapelle (Typus), Datierung des Baus aufgrund struktureller Momente (Mauerverband; datierende Elemente wie Profile und Bauplastik fehlen auch hier). Bei den Fresken sollte das Gesamtprogramm erfaßt und graphisch wiedergegeben, die Datierung mittels Stilanalyse durchgeführt werden; eine kleine Handbibliothek mit dem nötigen Vergleichsmaterial hatten wir im Gepäck. Schließlich war die Frage zu beantworten, welche Rückschlüsse die zeitliche Einordnung der Wandmalereien auf die Datierung des Baus zuläßt.

Der Bau wurde nun von den Studierenden — unter Anleitung von Dr. Koch — vermessen und der Ist-Zustand der „Innenhaut“ durch eine Isometrie wiedergegeben. Die Analyse der späteren Um- und Überbauungen sowie des Mauerverbandes und der Einzelformen ergab, daß die Burgkapelle ursprünglich ein freistehender Bau gewesen war. Dieser hatte aus einem einjochigen, quadratischen und kreuzgratgewölbten Saal mit einer daran anschließenden halbrunden Apsis bestanden. Der Zugang zu diesem Apsidensaal war von Norden durch eine Türe, die erhalten, aber vermauert ist, gegeben gewesen. Dieser ursprüngliche Zustand des Baus wurde von den Studierenden durch Isometrien (Abb. 4),

Rekonstruktion d.  
Burgkapelle v. Ottenstein,  
Isometrie,  
Gruppe B

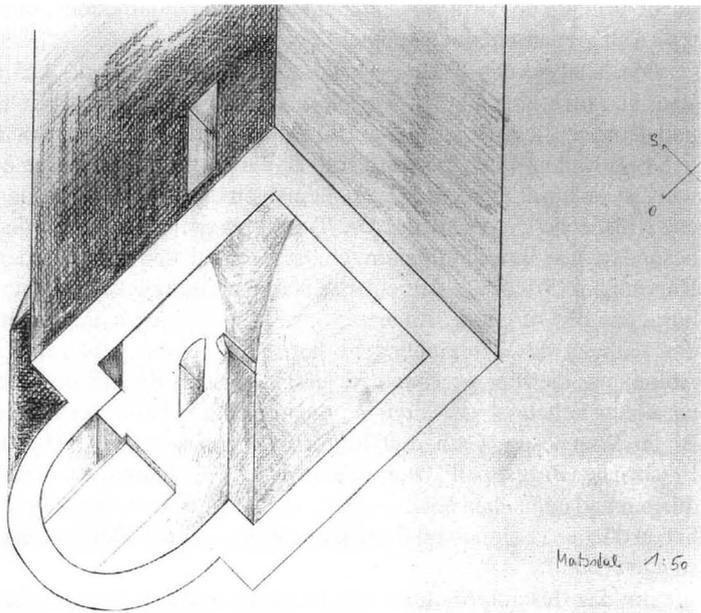


Abb. 4: Ottenstein, ehemalige Burgkapelle, isometrische Darstellung des ursprünglichen Zustandes (Einblick von unten)

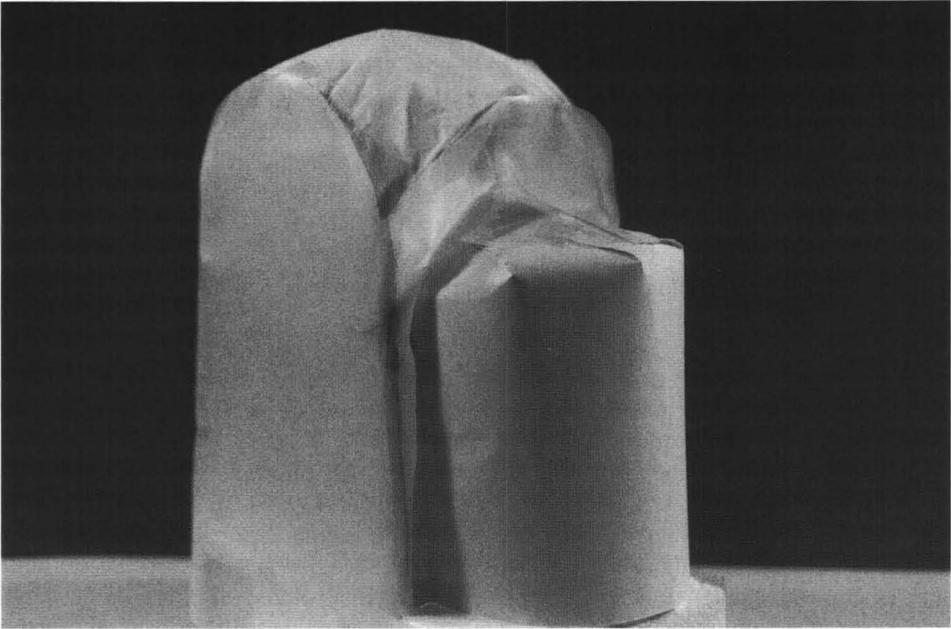


Abb. 5: Ottenstein, ehemalige Burgkapelle, Drahtmodell mit Papiermantel (Darstellung des ursprünglichen Zustandes: „Innenhaut“ des Raumes)

die ursprüngliche Form der „Innenhaut“ durch Drahtmodelle, die sie mit Papier verkleideten (Abb. 5), anschaulich gemacht.

Die Analyse des Mauerverbandes (Quadermauerwerk) ließ eine Grobdatierung des Baus ins Hochmittelalter zu. Verfeinert wurde die Datierung durch die Analyse der Fresken und deren zeitliche Einordnung. Die Studierenden hatten sich mit diesem Problem ausführlich befaßt. Anschließend wurde die Datierungsfrage im Plenum besprochen. Die Fresken wurden, so unser Ergebnis, in einer einzigen Phase ausgeführt, dennoch existieren erhebliche stilistische Unterschiede: Die Tugendpersonifikationen in den Pendentifs stehen, insbesondere was ihre Physiognomien betrifft, den Miniaturen in der sogenannten Admonter Riesenbibel (Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Ser. nov. 2701-02; St. Peter/Salzburg, um 1135/45) nahe. Anderere Spezifika, die sich z. B. bei der Figur Abrahams (?), in der Laibung des Triumphbogens feststellen lassen — nämlich das tänzelnde Schreiten Abrahams, die hier gegebene freie Relation von Körper und Gewand sowie die feinen, parallelen Falten — rezipieren indes bereits die Stilstufe der jüngeren Teile der Winchester Bible (Winchester, Cathedral Library; Winchester, um 1175/89). Daraus folgt, daß die Fresken der Burgkapelle Ottenstein in den 1170er Jahren, eher erst um 1180 entstanden sein dürften und daß neben Salzburger Werken auch rezente westliche Werke anregend gewirkt haben dürften. Folglich muß der Bau vor oder in den 70er Jahren des 12. Jahrhunderts entstanden sein.

Um das Gesamtprogramm der Fresken anschaulich zu machen, wurden verschiedene Methoden der graphischen Umsetzung versucht. Dabei machten die Studenten und Studentinnen die Erfahrung, daß jede Methode ihre Vor- und zugleich ihre Nachteile hat. So wurde von einer Gruppe von einem Drahtmodell der Papiermantel abgenommen, ausge-

breitet und darauf die Verteilung des Fresken im Sinne einer „Abwicklung“ angedeutet. Der Vorteil dieser Methode ist, daß jeder Punkt von Wand und Gewölbe erfaßt ist, ferner daß Maßstab- und Winkeltreue existiert; der Nachteil ist, daß der räumliche Zusammenhang — insbesondere im Gewölbebereich — verlorengeht. Bei einer weiteren Methode, der Flächenprojektion des Gewölbes, erwies sich als Vorteil, daß die Relation von Bau und Gewölbe — insbesondere im Gewölbebereich — verdeutlicht werden kann. Nachteilig ist hier, daß es im Bereich der Pendentifs und der Apsis zu starken Verkürzungen und damit Verzerrungen kommt. Die dritte Möglichkeit, die perspektivische Darstellung des Gesamt-raums bei einem Einblick von unten (Abb. 6), gibt die Relation von Raum und Ausstattung

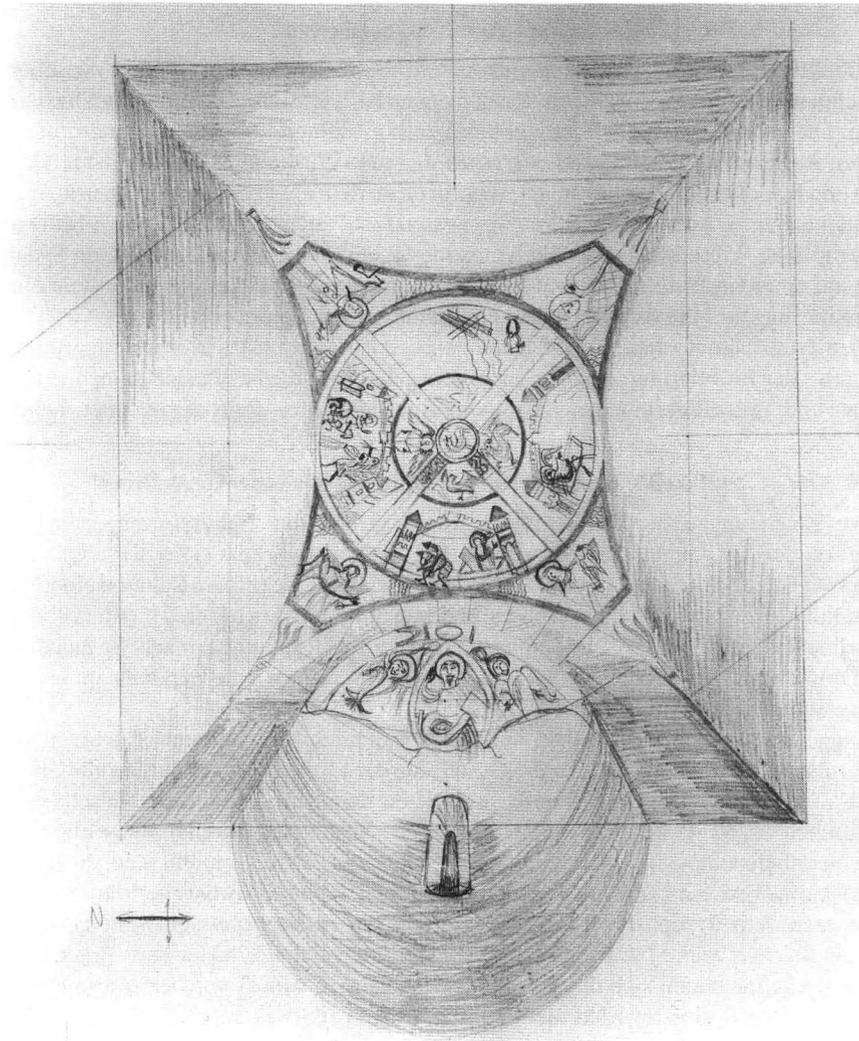


Abb. 6: Ottenstein, ehemalige Burgkapelle, perspektivische Darstellung des Innenraums mit Fresken (Einblick von unten)

bestmöglich wieder. Der Nachteil besteht hier darin, daß die Nachmeßbarkeit — durch die perspektivische Verkleinerung — sehr erschwert ist.

Der Vergleich der von uns erarbeiteten Ergebnisse mit den Angaben in der Literatur („Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs: Niederösterreich nördlich der Donau“, Wien 1990; Elga Lanc, Die mittelalterlichen Wandmalereien in Wien und Niederösterreich, Wien 1983 etc.) zeigt, daß beides im wesentlichen übereinstimmt. Im Detail gehen unsere Ergebnisse über den „Dehio“ gelegentlich hinaus. Unsere Datierung der Fresken von Ottenstein entspricht jener von Lanc („siebziger Jahre des 12. Jahrhunderts“ [S. 213]); im „Dehio“ sind sie mit der Angabe „um 1170“ wohl zu früh angesetzt.

### **...Zeit zum Spaghetiessen!**

Die Arbeit der Studierenden in Gruppen förderte sichtbar den Kontakt zwischen den Teilnehmern und Teilnehmerinnen. Dazu mag auch die Diskussion im Plenum beigetragen haben. Die von uns gewählte Vorgangsweise entlohnte meinen Kollegen und mich zudem der lästigen Aufgabe, die Referate kritisieren zu müssen. Wir konnten uns als Lehrende, Helfende und Koordinierende einbringen; das dürfte zu dem entspannten Klima zusätzlich beigetragen haben. Positiv für die Stimmung waren wohl auch die gemeinsamen Mittagessen auf der grünen Wiese. Und schließlich lud eine Studentin die ganze Gruppe zum Spaghetiessen auf einer (in Familienbesitz befindlichen) Burg in der Nähe von Ottenstein ein. Per Exkursionsbus fuhr die Autorin zu diesem Behufe in den Nachbarort, um den Großeinkauf durchzuführen; am Kochen, Tischdecken, Abwaschen, Rekonstruieren des ursprünglichen Zustandes der Möblierung, ja sogar am Entsorgen des Mülls haben sich dann alle (!) Teilnehmer und Teilnehmerinnen, wie von einem unsichtbaren Regisseur geleitet, beteiligt.

### **...und weil's so schön war, ...machen wir eine Ausstellung!**

Die Zeichnungen der Studierenden, die während der Exkursionstage entstanden, haben, obgleich sie ja nur als Arbeitsbehelf gedacht waren, eine erfreuliche Qualität. So drängte sich der Autorin der Gedanke auf, die Arbeiten im Institut im Rahmen einer kleinen Ausstellung zu zeigen und damit auch die anderen Studierenden unseres Instituts über unser Experiment zu informieren. Die Autorin übernahm die Gestaltung der acht Schautafeln und die „Drapierung“ der Modelle. Ab Mitte Oktober 1995 wurden die Exponate im Institut für Kunstgeschichte der Universität Wien gezeigt.

Einige Studierende waren schon im Sommer an mich herangetreten: Sie boten mir an, die Vernissage zu organisieren, für die Gestaltung der Einladungen zu sorgen und „mittelalterlich“ zu kochen. Die Studierenden gründeten daraufhin „Mahlzeit. Gesellschaft für Kopfkochen“. Und so geschah's: Am Abend der Vernissage durchdrangen einander die coole Neonbeleuchtung des Ausstellungsbereiches und das Kerzenlicht jenes Institutsteils, wo auf weißgedeckten Tischen die „mittelalterlichen“ Speisen vorbereitet waren: „Kürbissuppe nach dem Rezept des Taillevent“ — gereicht in Brotschüsseln (mit Deckel!) —, „Zwiebelkuchen nach Maestro Martino“ und Quittengelee im Zuckerbett. Einen Holzlöffel für die Suppe hatten sich die Vernissagebesucher, so war es von der „Gesellschaft für Kopfkochen“ gefordert worden, selbst mitzubringen (gottseidank gab es auch „Leihlöffel“). Der Duft des Würzweines „Hippokras“ lag in der Luft. Und aus einem Kassettenrekorder kam der spröde Klang alter Musik. Kürbisse und Hagenbuttenzweige säumten den Weg von den Tischen hin zum Institutseingang, ja drangen scheu ins Stiegenhaus vor. Wer

Aufklärung über dieses ungewöhnliche Szenario erstrebte, für den lagen 50 nummerierte (sic!) Speisezetteln bereit (für den Inhalt verantwortlich: die „Gesellschaft für Kopfkochen“; Gestaltung: Viktor Solt), in denen man beispielsweise darüber unterrichtet wurde, daß Taillevent, der Createur der Kürbissuppe (s. o.), Koch am Hofe Karls V. und Karls VI. gewesen ist (sic!).

### **Eine (post-)moderne Psychomachie**

Das Experiment ist, wie wir glauben, gelungen. Von der Bühne, auf der die Psychomachie endlos ausgetragen wird, sind seit Prudentius' Zeiten viele Tugend- und Lasterpaare abgetreten. Aber neue Laster sind erschienen, auch auf der Bühne der „Massenuniversität“ (notabene: Am Wiener Institut für Kunstgeschichte studieren weit über 3000 Studenten und Studentinnen). So fährt das Laster namens „Streß“ mit rasendem Tempo unaufhaltsam dahin, ständig seine Eisenrosse peitschend, aus deren Kehlen ein Schrillen wie von Telefonklingeln und ein Pfeifen wie von Faxgeräten dringt. Und das Laster „Anonymität“ steht starr vor Waffen, das Visier geschlossen, unbeweglich und unbewegbar da. Mein Kollege und ich waren so fürwitzig, den Kampf gegen beide aufzunehmen. Und im Zuge des Unternehmens (das, gesamthaft betrachtet, vom Juni bis zum Ausstellungsende kurz vor Weihnachten dauerte) geschah etwas Frappantes: Es zog ein Gefühl von großer Gelassenheit ein, und die Studierenden — alle, die an unserem Experiment teilgenommen hatten, insbesondere aber jene, die beim Aufbau der Ausstellung (Hängen der Schautafeln usw.) mitgearbeitet sowie jene, die die „Vernissage“ konzipiert und realisiert hatten — traten uns als autarke Persönlichkeiten mit ihren Ideen gegenüber. Mehr und mehr wurden wir, die das Experiment ursprünglich in Gang gesetzt hatten, zu den Beschenkten.

### **Teilnehmerinnen und Teilnehmer an der Exkursion waren:**

Marie-Claire BOULMER, Elisabeth-Maria EDHOFER, Mag. Sabine FÜRNKRANZ, Barbara GAMS, Eva GÖRG, Françoise HÄRTL, Evelyne HÖNIGSCHMID, Judith HUDEZ, Ursula KLAUS, Sylvia MRAZ, Eva-Maria KAUTZ, Andrea LÖSCHNIG, Eva Maria OROSZ, Alexander POINTNER, Marguerite SCHÖNBURG-HARTENSTEIN, Christine SÖLLNER, Isabelle SPERL-BOSSE, Josef SPERR, Herbert STEINER, Eva VOGLHUBER, Susanne WEBER, Reinhilde WOLTHAN, Ronald WOLDRON, Veronika WOLF und Jörg WOLFERT.

## Das Leben an den Höfen des barocken Adels

Die Südböhmische Universität České Budějovice (Budweis) bzw. deren unter der Leitung des äußerst rührigen Frühneuzeitlers Václav Bůžek stehender Lehrstuhl für Geschichte veranstaltete vom 10. bis 12. Oktober 1995 im Kongreßsaal der Burg Český Krumlov (Krumau) zusammen mit der Stiftung des barocken Schloßtheaters Český Krumlov im Rahmen des UNESCO-Programms „Les Espaces du Baroque“ ein internationales Symposium über „Das Leben an den Höfen des barocken Adels (1600- 1750)“. Die Tagung schloß zeitlich und inhaltlich an das 1992 ebenfalls von Bůžek „und seinem Team“ organisierte Symposium „Das Leben am Hof und in den Residenzstädten der letzten Rosenberger“ an.<sup>1)</sup>

Den Eröffnungsvortrag („Der Adel im frühneuezeitlichen Europa“) hielt in bewährter Manier Jaroslav Pánek (Prag). Er zeigte unter anderem auf, daß die tschechische Adelsforschung nach 1989 zum Teil an ältere Wurzeln aus der Zeit vor 1945 anknüpfte, zum Teil — etwa was die Erforschung der Finanzen des böhmischen und mährischen Adels vom Spätmittelalter bis 1620 betrifft (Studien von Matějka, Válka, Míka, Ledvinka, Bůžek u. a.) — aber auch bruchlos an die Forschungen der sechziger, siebziger und achtziger Jahre anschließen konnte. In einem komparatistischen Überblick über die Historiographie des Adels in Ost- und Westeuropa vom 16. bis zum 18. Jahrhundert umriß Pánek einige zentrale Fragestellungen der frühneuezeitlichen Adelsgeschichte.

Klaus-Peter Tieck (Trient) referierte über „Höfe und Herrschaftseliten in Italien im 17. und 18. Jahrhundert“. Er würdigte die Bedeutung der Impulse, die von der Schriftenreihe des 1978 gegründeten „Centro Europa delle Corti“ auf die Erforschung der Höfe der Renaissance ausgingen. Tieck zeigte am Beispiel von Florenz, daß es am Hof der Medici zunächst keine adlige Gesellschaft „als Zuschauer und Mitgestalter der *religio regis*“ gegeben habe. Erst im frühen 17. Jahrhundert führten die „Verhöflichung“ des toskanischen Adels und die Nobilitierung des diesem zunächst fremd gegenüberstehenden Florentiner Stadtpatriziats zur Bildung einer den Medici verbundenen „höfischen Herrschaftselite“. Tiecks in der Einleitung gemachte, allzu apodiktische Äußerung, „[Norbert] Elias' zentrale sozialgeschichtliche Annahme, wonach der [Fürsten-]Hof der Disziplinierung des Adels gedient haben soll, darf [. . .] inzwischen als widerlegt gelten“, darf allerdings ihrerseits in ihrer undifferenzierten Pauschalität durch die in den letzten Jahren einsetzende Herausarbeitung und Betonung unterschiedlicher (Ideal-)Typen von Höfen mit unterschiedlichen sozialen Funktionen als widerlegt gelten.<sup>2)</sup> Peter-Michael Hahn (Potsdam) behandelte

<sup>1)</sup> Vgl. den Tagungsband *Zivot na dvoře a v rezidenčních městech posledních Rožmberků* [Das Leben am Hof und in den Residenzstädten der letzten Rosenberger] = *Opera historica* 3, hrsg. von Václav Bůžek (České Budějovice 1993).

<sup>2)</sup> Vgl. Aloys Winterling, *Der Hof der Kurfürsten von Köln 1688–1794. Eine Fallstudie zur Bedeutung „absolutistischer“ Hofhaltung* (Veröffentlichungen des Historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere das Alte Erzbistum Köln 15, Bonn 1986); ders., „Hof“. Versuch einer idealtypischen Bestimmung anhand der mittelalterlichen und frühneuezeitlichen Geschichte. In: *Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen* 5 (1995), S. 162f.; Volker Bauer, *Die höfische Gesellschaft in Deutschland von der Mitte des 17. bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Versuch einer Typologie* (Frühe Neuzeit 12, Tübingen 1993); Ronald G. Asch, *Der Hof Karls I. von England. Politik, Provinz und Patronage 1625–1640* (Norm und Struktur 3, Köln-Weimar-Wien 1993) (zum Hof als „Patronagemarkt“ und „-börse“ siehe ebenda S. 288-388 und passim); Rainer A. Müller, *Der Fürstenhof in der Frühen Neuzeit* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 33, München 1995; vgl. die Besprechung in diesem Heft).



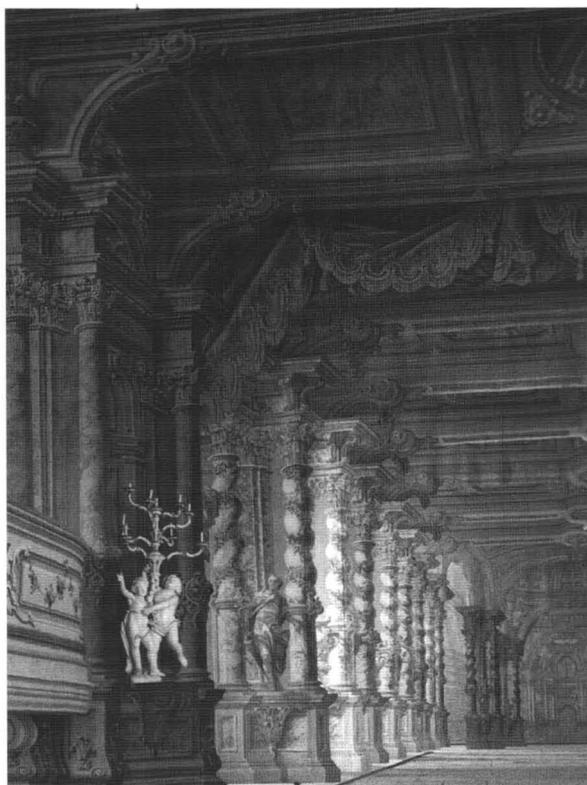
Adelige Tischgesellschaft um 1620, eigentlich: Gastmahl des reichen Prassers; Eintragung des Lazarus Henckel von Donnermarck aus dem Jahre 1624 im Stammbuch des Mag. David Stendlin (1587 - 1637)

am Beispiel kleinerer Territorien des Obersächsischen Reichskreises, die sich im Besitz wettinischer Nebenlinien (der Ernestiner und Anhaltiner), von Thüringer Grafenfamilien, der Harzgrafen und einiger Standesherrn der Lausitzen befanden, „Höfe und Residenzen des Adels im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation im 17. und 18. Jahrhundert“. Von einigen Ausnahmen abgesehen, standen diese in der Regel lutherischen Familien im Unterschied zu Brandenburg-Preußen und Kursachsen in einem engen Verhältnis zum Kaiser(hof). Nicht zuletzt in der Hoffnung auf Unterstützung im Konflikt mit den Wettinern, die, im Kampf gegen die territoriale Zersplitterung, ihre (landes)hoheitlichen Rechte bestritten, traten viele ihrer Angehörigen in kaiserliche Dienste. Hahn schilderte in exemplarischer Auswahl die architektonische Umsetzung der Herrschaftsansprüche der „Duodezfürsten“, die in den Bemühungen zum Ausdruck kam, die Residenzen, diese „symbolischen Zentren fürstlicher Herrschaft“, repräsentativ („standesgemäß“) aus- und umzubauen. In exemplarischer wie grundsätzlicher Weise erörterte er auch die Frage der Residenzenbildung neu in den Reichsfürstenstand erhobener Adelige sowie das Problem der reichsrechtlichen Definition einer Residenz und der verfassungsrechtlichen Position der wettinischen Sekundogenituren im 17. und 18. Jahrhundert. Thera Wijzenbeek-Olthuis (Amsterdam) zeigte, daß sich in der Republik der Vereinigten Niederlande im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem aber seit etwa 1700 die Höfe und Residenzen des Adels kaum von denen des reichen Bürgertums unterschieden. Das implizierte aber insbesondere im 17. Jahrhundert einen bedeutenden Einfluß des Adels auf die Entwicklung der materiellen Kultur selbst in der besonders stark bürgerlich geprägten Provinz Holland und in Den Haag, dem Sitz des „semimonarchischen“ Statthalters. Wijzenbeek-Olthuis demonstrierte dies insbesondere am Beispiel der Ahnengalerien, der Pferdezucht und der Jagd, die im Großteil Europas weiterhin ein Privileg des Adels war, während in Holland das Verbot der Jagd für Bürger im Jahr 1708 aufgehoben wurde. Das Referat des am Kommen gehinderten Paul Janssens (Brüssel) über „Das Leben an den Höfen und Residenzen des belgischen Adels im Barockzeitalter (1600 - 1750)“ wurde verlesen. Es befaßte sich mit dem Um- und Ausbau der Burgen, Schlösser und Herrenhäuser, insbesondere im Herzogtum Brabant, und machte auf den Umstand aufmerksam, daß es nur selten zur Errichtung neuer Schlösser kam. Durch den Erwerb bzw. Ausbau alter Burgen sollte nicht zuletzt eine möglichst altadelige Herkunft suggeriert werden.

Das auf der Analyse gedruckter wie ungedruckter zeremonialgeschichtlicher Quellen sowie von zeitgenössischen Bildnissen basierende Referat von Beatrix Bastl und Gernot Heiß (Wien) über „Hofdamen und Höflinge zur Zeit Kaiser Leopolds I.“ war einer der Höhepunkte des Symposiums. Es befaßte sich mit den Ursachen und Folgen der Versuche junger adeliger Damen und Herren, eine Position im Hofstaat des Kaisers oder der Kaiserin zu erlangen, die der Stellung und Tradition der Familie zumindest entsprach, nach Möglichkeit aber einen Zuwachs an Ansehen und Prestige („Ehre“) einbrachte. Anhand von Beispielen wurden die Bedingungen für die Karrieren von Hofdamen und Höflingen erörtert. Eine Auswertung der Eheverträge zwischen Hoffräulein und Höflingen unterstrich die Ausrichtung auf den Fürsten bzw. die Fürstin, ohne deren Konsens Hofstaatsangehörige keine Ehe eingehen konnten, aber auch die engen verwandtschaftlichen Verflechtungen innerhalb des habsburgischen („österreichischen“) Adels. Es konnte auch exemplarisch gezeigt werden, daß für die Stellung bei Hofe die Nähe zur Person des Fürsten wichtiger war als der Fürstentitel. Die Position bei Hoffesten zeigte die reale Position bei Hofe und unterschied sich nicht selten vom Rang innerhalb des Adels. Dieser Umstand trug nicht

wenig zur Verschärfung des Konkurrenzkampfes der Adelsfamilien am Kaiserhof bei.

Ein bedeutender Teil der Referate beschäftigte sich naturgemäß mit dem Adel der böhmischen Länder. Die Überleitung vom Wiener Kaiserhof nach Böhmen besorgte Andreas Gugler (Wien). Er beschrieb die Bankette und Schauessen im Zusammenhang mit den Feierlichkeiten aus Anlaß der Krönung Karls VI. und seiner Gemahlin Elisabeth Christine zum König und zur Königin von Böhmen im September 1723 in Prag und analysierte deren politische Implikationen und Botschaften. Interessante Aufschlüsse erbrachte ein Vergleich mit den Hochzeitsfeierlichkeiten in Dresden 1719 und in München 1722. Der Autor dieser Zeilen berichtete über das „Fürstentum Liechtenstein“ in Südmähren und Mährisch Kromau/Moravský



Bühne des Schloßtheaters von Český Krumlov/Krumau mit Kulissen aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts

Krumlov (bzw. Liechtenstein) als Residenzstadt Gundakers von Liechtenstein und seines Sohnes Ferdinand im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts. Vermutlich nach dem Vorbild des 1628 geschaffenen Eggenbergischen Herzogtums Krumau in Südböhmen, vielleicht auch, um seinen Nachbarn, den österreichischen Hofkanzler Johann Baptist Verda von Verdenberg, zu übertrumpfen, dessen Herrschaft Namiest an der Oslawa/Náměšť nad Oslavou 1630 zu einer Grafschaft erhoben worden war, möglicherweise aber auch, um dem freilich viel größeren und ambitionierteren Vorbild des 1634 bereits wieder zerschlagenen Herzogtums Friedland in Nordböhmen nachzueifern, bemühte sich Gundaker von Liechtenstein, vom Kaiser eine Rangerhöhung seiner 1622/25 erworbenen mährischen Herrschaften Mährisch Kromau und Ungarisch Ostra/Uherský Ostroh zu erlangen. Die Bemühungen waren von Erfolg gekrönt: Am 20. Dezember 1633 erhob Ferdinand II. die beiden Herrschaften „zu der dignitet undt würde eines fürstenthumbs“ mit dem Namen Liechtenstein und änderte den Namen der Stadt Kromau in Liechtenstein. Die Existenz des erbländischen Fürstentums Liechtenstein dauerte jedoch nur knapp 14 Jahre: Mit der Übergabe der Herrschaft Mährisch Kromau an Gundakers jüngeren Sohn Ferdinand Johann Anfang 1647 endet der Gebrauch des Namens Liechtenstein für Stadt und Herrschaft Kromau.

Zdeněk Hojda (Prag) behandelte die Kavaliereisen und die oft mehrere Monate dauernden (Studien-)Aufenthalte junger böhmischer Adelige in europäischen Residenzen der

Barockzeit wie zum Beispiel Madrid, Paris, Venedig, Rom, Florenz, Ferrara, Mantua und Turin. Als Quellen für die Rekonstruktion des Tagesprogramms und der sozialen und Bildungsfunktion der Aufenthalte dienten ihm vor allem ungedruckte Diarien und Korrespondenzen der Adelligen und ihrer Hofmeister sowie Reiserechnungen und Stammbücher. Petr Vorel (Pardubice) gab einen äußerst kenntnisreichen Überblick über die aristokratischen Residenzen der Barockzeit (etwa 1650 bis 1740) in Ostböhmen, insbesondere der Familien Trauttmannstorff, Piccolomini, Harrach, Schlick, Sporck, Liechtenstein, Liebsteinský von Kolovrat, Auersperg und Thun-Hohenstein. Im Zentrum seiner auf instruktive Karten gestützten Ausführungen standen die Besitzumschichtungen und die Bildung neuer Residenzen nach 1620 bzw. 1648 sowie die Herausarbeitung der sich gegenüber der „vorweißenbergischen“ Zeit wandelnden politischen, sozialen, administrativen, repräsentativen, ökonomischen, konfessionellen und ideologischen Funktionen der Adelsitze. Václav Bůžek (České Budějovice) beschwor in seinem Vortrag „Im Schloß und unterm Schloß“ (der Titel [„V zámku a podzámčí“] ist jenem einer berühmten Novelle von Božena Němcová entlehnt) den Genius loci. Er behandelte unter anderem die Bedeutung des vorübergehenden Verlusts der Residenzfunktionen des Krumauer Schlosses in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts für die Bürger und die Entwicklung der sozialen, professionellen und kulturellen Stratifikation der Bürgerhaushalte von der Mitte des 16. bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die langfristig von einer gewissen Rustikalisierung gekennzeichnet waren. Anna Kubíková (Český Krumlov) referierte eingehend (leider ohne visuelles Anschauungsmaterial wie Pläne und Fotos) über die Umbauten des Krumauer Schlosses unter den Eggenbergern und Schwarzenbergern im 17. und 18. Jahrhundert.

Dem Kunsthistoriker Pet(e)r Fidler (Innsbruck) war das vielleicht anregendste und intellektuell anspruchsvollste Referat der Tagung zu verdanken. Er sprach „Zur Problematik der adeligen Wohnung des 17. Jahrhunderts in Mitteleuropa“. Dabei beschäftigte er sich unter anderem mit den Analogien und Zusammenhängen zwischen dem geometrischen Weltbild der Natur-, Geistes-, Staats- und Gesellschaftswissenschaften sowie der Theologie(n) der Renaissance und des Barock und der allgemeinen Tendenz zu einer Reglementierung und Geometrisierung der Gesellschaft im Absolutismus im allgemeinen und der räumlichen Organisation des Residenzschlosses im besonderen. Die verschlüsselten, sich häufig der Sprache der antiken Mythologie bedienenden Botschaften der malerischen und plastischen Ausstattungen und Bildprogramme waren den zeitgenössischen, humanistisch gebildeten Aristokraten zugänglich und verständlich. Jedes Schloß bildete einen auf die Wünsche und Eigenheiten des Bauherrn und Auftraggebers abgestimmten Mikrokosmos.

Der letzte, großteils den schönen Künsten gewidmete Vormittag des Symposiums war leider durch einen mörderischen, fast pausenlosen Referate-Marathon gekennzeichnet und beeinträchtigt. Jiří Sehnal (Brünn) berichtete über die Beziehungen des tschechischen bzw. böhmischen Adels der Barockzeit zur Musik und zu Musikern. Er behandelte vor allem die Schloßkapellen in Böhmen und Mähren zwischen 1620 und etwa 1740. Jiří Zálaha (Český Krumlov) gab einen Überblick über das Musik- und Theaterleben auf dem Krumauer Schloß in der Zeit der Eggenberger und Schwarzenberger mit Schwerpunkten im letzten Drittel des 17. und den beiden ersten Dritteln des 18. Jahrhunderts. Lubomír Slavíček (Brünn) stellte am Beispiel der Sammlungen von Otto Nostitz dem Jüngeren (1608-1664) und des Grafen Franz Anton Berka von Dubá (1645-1706) zwei bemerkenswerte Typen der barocken Sammeltätigkeit in Böhmen vor. Vít Vlhas (Prag) betrat in seinem Referat über geistliche Kunstsammler und -sammlungen der Barockzeit in Böh-

men weitgehend Neuland. Er betonte, daß es im Lebensstil der böhmischen Prälaten keine wesentlichen Unterschiede von der weltlichen Aristokratie gegeben habe und daß die Kunstsammlung, insbesondere die Bildergalerie eines Bischofs oder bedeutenden Abtes nur eine Variante des zeitgenössischen Modells der adeligen Sammlung gewesen sei.

Die beiden letzten Referate waren nochmals lokal- bzw. regionalgeschichtlichen Themen gewidmet, sie können aber als mustergültige Fallstudien durchaus überregionales Interesse beanspruchen. Marie Ryanťová (Prag) analysierte das Kirchenpatronat der Eggenberger und Schwarzenberger an der Wende des 17. zum 18. Jahrhundert (1694 bis 1730). Besonders das Präsentationsrecht und die damit verbundene Einsetzung der Pfarrer und Benefiziaten in ihr Amt waren häufige Konfliktpunkte zwischen dem Patronatsherrn und dem bischöflichen Konsistorium. Pavel Himl (České Budějovice, dzt. Saarbrücken) schließlich versuchte, das Bild der Obrigkeit und der Landbevölkerung im Denken der Untertanengesellschaft in der Herrschaft Krumau im 17. und 18. Jahrhundert zu rekonstruieren. Dabei stützte er sich vor allem auf Quellen, die die Konflikte zwischen Bauern und anderen Angehörigen der Landbevölkerung (von Bettlern und abgedankten Soldaten bis zu Müllern, Gastwirten und Geistlichen) einerseits, der Grundherrschaft und ihren Organen (Hauptmann, Wirtschaftsdirektor, Schreiber etc.) andererseits dokumentieren. Im dörflichen Alltag wurde die „Obrigkeit“ auf dem Lande in der frühen Neuzeit bekanntlich durch die Herrschaftsbeamten sowie durch die Vertreter der bäuerlichen Selbstverwaltung (Dorfrichter und Geschworene) repräsentiert. Letztere bildeten aber auch einen Bestandteil der dörflichen Nachbarschaft.

Ein umfangreiches Rahmenprogramm — Besichtigung des Krumauer Schlosses und des barocken Schloßtheaters, ein Konzert mit Barockmusik im Maskensaal des Schlosses, ein Besuch der Ausstellung der spätbarocken Kostüme und Requisiten aus dem Fundus des Schloßtheaters unter der kundigen Führung von Kateřina Cichrová (České Budějovice) sowie ein Empfang im Internationalen Kulturzentrum Egon Schiele in der ehemaligen städtischen Brauerei rundete die sehr gelungene Tagung ab.

Eine besondere Erwähnung verdient die ausgezeichnete Organisation. Die Tagungsmappe enthielt, mit einer einzigen Ausnahme, Kurzfassungen von allen Referaten in (wahlweise) tschechischer und deutscher Fassung. Die Tagungssprachen waren Tschechisch und Deutsch. Dank des unermüdllichen Einsatzes zweier Germanistikstudentinnen der Universität Budweis konnten die tschechischen Referate für die des Tschechischen nicht mächtigen Teilnehmer sogar simultan übersetzt werden.



Kostüme des Krumauer Schloßtheaters aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts  
(Alle Fotos: Archiv des WHB)

## Der „Verein zur Erhaltung der Ruine Kollmitz“

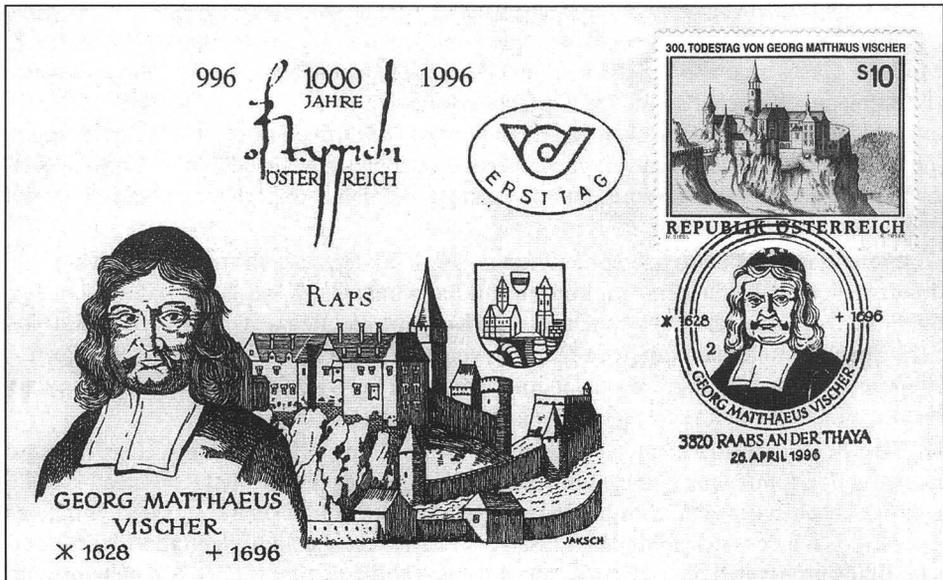
Wir kennen das alle: „Tag des Brotes“, „Woche des Waldes“, „Jahr der Familie“ etc. Zumeist ist es so, daß diese „Bedenkzeiten“ kommen und gehen, ohne viel Dauerhaftes zu hinterlassen. Ausnahmen wären hiebei doch nur der „Muttertag“ und der „Weltspartag“.

Es gab aber 1975 eine weitere: das „Dankmalschutzjahr“. Allein im Bereich Aigen bei Raabs kam es zu zwei konkreten Taten, nämlich zur Wiedererrichtung des Hofkirchen-Hochgrabes in der Krypta der Pfarrkirche Aigen und zum Beginn der Sanierungsmaßnahmen auf der Ruine Kollmitz.

Letztere begannen gewissermaßen als „Auftakt“ bereits 1974. Im Rathaus von Waidhofen an der Thaya kam es zu einem geradezu fulminanten Start mit überraschend großer Beteiligung Interessierter. Treibende Kräfte dieser „ersten Stunde“ waren Dr. Johannes Gründer von der Kulturabteilung des Amtes der NÖ Landesregierung, Frau Elisabeth Steinberger und Redakteur Ernst Gatzl von den NÖ Nachrichten, Herr Prof. Theo Laube und eine Reihe anderer im Kulturleben der Region bekannter Persönlichkeiten.

Man kam überein, daß Kollmitz, eine der größten Burgruinen des Landes, im Thayatal prächtig gelegen, unbedingt vor dem endgültigen Verfall gerettet werden müsse. Mit Obmann Prof. Laube an der Spitze wurde ein Verein gegründet, viele Redner meldeten sich, Ideen zur Sanierung tauchten in Massen auf, wurden z. T. wieder verworfen, um dann doch ausgeführt zu werden. — Jedenfalls war die Begeisterung enorm, zum Denkmalschutzjahr eine, wenn auch um Jahrzehnte verspätete, Tat zu setzen.

Der Firmeninhaber Oskar Buschek stellte in seinen Werkstätten kostenlos Nachdrucke der bekannten Vischer-Stiche und sonstiges Werbematerial zur Verfügung, Mitglieder wur-



Ersttagskuvert vom 26. April 1996



Ruine Kollmitz um 1955  
(Foto: Sammlung Erich Rabl, Horn)

den erworben, und bemerkenswert viele Freiwillige legten Hand an nach den Empfehlungen des Bundesdenkmalamtes.

Diese sahen konkret vor: Schutträumung, Mauerkronensicherung und gefahrlose Besichtigung der Wehranlage.

Nun, einige Jahre hielt der Arbeitseifer an: Jedes Wochenende werkten Vereinsmitglieder, Feuerwehrmänner, ganze Vereine, Kirchenchöre, Ortsgemeinschaften — es grenzte an ein Wunder, welche Aktivitäten die Idee „Kollmitz“ freisetzte.

Schon 1975 erhielt der Schreiber dieses Berichtes als nunmehriger Obmann seitens des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung Dank und Anerkennung ausgesprochen — ebenso übrigens 1993 eine Würdigung vom Land Niederösterreich.

Diese „Arbeitswut“ konnte natürlich nicht ewig anhalten. Allmählich wurde es stiller um den Verein, insbesondere als Redakteur Ernst Gratzl nicht mehr in Waidhofen seinen Dienst versah. Man kam überein, nicht mehr allzuviel von den Medien berichten zu lassen, was auch nicht notwendig war, nahm doch der Besucherzustrom immer mehr zu.

Bereits im zweiten Vereinsjahr (1976) wollte man die Burg durch Einrichtung eines Museumsraumes zusätzlich attraktiv gestalten. Was aber sollte man den Besuchern zeigen? Die paar Tonscherben und Stuckreste, die wir gefunden hatten? Diese wohl auch, aber wir entdeckten eine echte „Marktlücke“!

Niemandem im ganzen Land war aufgefallen, daß ein ganz berühmter Mann seinen 350. Geburtstag hatte: Georg Matthäus Vischer!

Nun gibt es in fast jedem niederösterreichischen Heimatbuch eine Ansicht von ihm aus dem Jahr 1672, hatte doch Vischer das Land vermessen, Viertelskarten und Ansichten aller Wehrbauten gezeichnet — aber eine Würdigungsstätte hat er nicht gefunden.

Das wollten wir nachholen. Um besonders gründlich zu recherchieren, fuhren wir in seinen Geburtsort Wenns im Pitztal, Tirol. Dort erwartete uns eine herbe Enttäuschung: Niemand von den Wennsern, weder Bürgermeister noch Schuldirektor, hatte je von ihm

gehört! Zur Ehre der Wennser muß aber gesagt werden, daß sie sofort alles unternahmen, dieses Manko gutzumachen. Feierstunden wurden in Wenns und auf Kollmitz mit Gegenbesuchen gehalten, viel Blasmusik und Reden waren zu hören, ein Sonderpostamt trat in Aktion, und schöne Briefumschläge mit Vischer-Ansichten wurden per Postkutsche befördert etc. Das Land Niederösterreich half uns auch, und so kamen wir zu einem kleinen Museum, das seither unzählige Besucher sowie viele Schulklassen anlockte.

Die Restaurierungsarbeiten gingen, wie gesagt, verlangsamt weiter. Immerhin konnten Burghöfe, diverse Keller und Wendeltreppen geräumt bzw. freigelegt werden, beide Türme sind nunmehr begehbar, Brücken sicher u. v. a. mehr. Immer aber hatten wir das unverrückbare Ziel, daß Kollmitz keinem kitschigen Wiederaufbau zugeführt werden solle und auch immer frei zugänglich bleiben müsse.

Probleme kamen mit dem Besitzerwechsel. Letztendlich gelangte die Ruine in das Eigentum der Stadtgemeinde Raabs. Da diese jedoch den Kaufpreis nicht aufbringen konnte, tat dies kurz entschlossen der Verein — mit der Folge, daß nun in dessen Kasse ziemliche Ebbe herrscht.

Die Jahre gingen hin, 1996 kam. Nunmehr jährte sich der 300. Todestag Vischers. Bereits 1992 hatten wir daher bei der Österreichischen Postverwaltung die Ausgabe einer Sonderbriefmarke angeregt. Viel Prominenz und besonders der Waldviertler Heimatbund halfen uns dabei — und siehe da, eine längst verdiente Würdigung für einen bedeutenden Österreicher wurde Wirklichkeit!

Unsere Freude war dementsprechend. Die Feier zum Ersttag der Sonderpostmarke, zu der die Stadtgemeinde Raabs eingeladen hatte, fand am 26. April 1996 in Kollmitzdörfel statt. Mehrere prominente Redner, unter ihnen Univ.-Prof. Dr. Karl Gutkas, würdigten die Tatsache, daß mit der Erweiterung des Bekanntheitsgrades von Georg Matthäus Vischer auch die Region Waldviertel neues Interesse finden würde.

Zur Zukunft: 1999 wird unser Verein sein „Silberjubiläum“ feiern. Man könnte ihn eigentlich dann auflösen. Sein Ziel, die Erhaltung eines hervorragenden Kulturdenkmals, dürfte erreicht sein.

#### **Literatur über Georg Matthäus Vischer**

Joseph Feil, Über das Leben und Wirken des Geographen Georg Matthäus Vischer. In: Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines in Wien. 2. Band (Wien 1857).

Gebhard König, Niederösterreich im alten Kartenbild. Eine Ausstellung aus den Sammlungen der NÖ Landesbibliothek (= Sonder- und Wechselausstellungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek 16, Wien 1995).

Anton Leopold Schuler, Georg M. Vischers Topographie von Niederösterreich. In: Georg Matthaues Vischer, Topographia archiducatus Austriae inferioris modernae 1672. Nachdruck (Graz 1976).

#### **Literatur zur Ruine Kollmitzgraben**

Alarich Branberger, Erinnerungen an Kollmitzgraben. In: Wv 35 (1986) S. 29-35.

M. Gutschreiter, Die Herren auf Schloß Kolmitz. In: Wv 4 (1931) H. 2, S. 10-11.

Ingo Jörg, Die Trümmerburg Kollmitz. In: Wv 2 (1929) S. 49-56 und 87-92.

Ingo Jörg, In Kollmitzgraben. In: Ders., Erinnerungen und Phantasien (Leoben o. J.).

Herbert Loskott, Zur Geschichte der Ruine Kollmitz. In: Wv 24 (1975) S. 153-157.

Herbert Loskott, Kleiner Führer durch Kollmitzgraben und Aigen (Waidhofen/Thaya 1993).

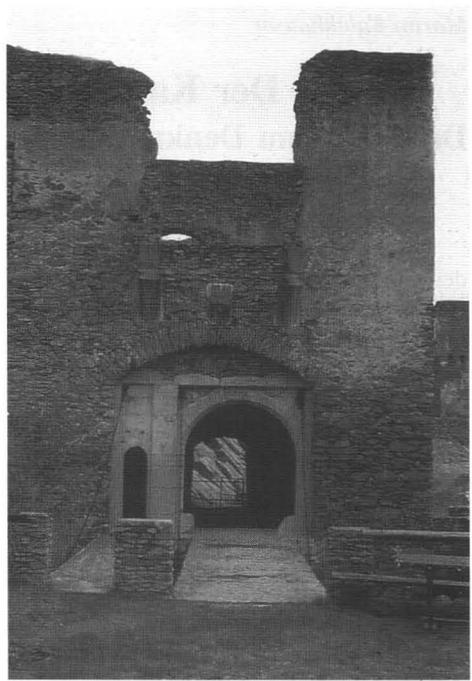
Herbert Loskott, Ruine Kollmitz — weiterhin steigendes Publikumsinteresse. In: Wv 37 (1988) S. 61.

Alois Plessner, Bedeutung der Burg Kollmitz in Kriegszeiten. In: Wv 7 (1934) S. 32-34.

Walter Pongratz, Die Rettungsaktion für die Ruine Kollmitz. In: Wv 24 (1975) S. 47-48.

Ruine Kollmitz: Gedenkausstellung für Topographen. In: Wv 27 (1978) S. 204-205.

Kollmitz (Ruine): Fahne wurde gesegnet und der Ruinenturm „eröffnet“. In: Wv 36 (1987) S. 241.



Ruine Kollmitz 1996  
(Alle Fotos: Erich Rabl, Horn)



# **Der Kampf gegen das Vergessen**

## **Der Weg zum Denkmal auf dem jüdischen Friedhof in Krems**

### **Die Geschichte der jüdischen Friedhöfe von Krems**

Wenn die Rolle der Stadt Krems als Gauhauptstadt des Gaues Niederdonau in der Zeit des „1000jährigen Reiches“ auch ein besonders trauriges Kapitel für die Juden von Krems war, zeigt die Geschichte, daß sie bereits in den Jahren und Jahrhunderten davor in der Stadt nicht gerne gesehen waren. Schon aus dem Mittelalter gibt es Überlieferungen, daß Juden Verfolgung, Verächtlichmachung und Ausgrenzung ausgesetzt waren. Im günstigsten Falle machte man die Angehörigen mosaischen Glaubens wenigstens für Mißernten oder andere Katastrophen verantwortlich.

Es verwundert bei Kenntnis der Geschichte der Juden von Krems daher nicht, daß ihre Friedhöfe stets an die Grenzen der Stadt verbannt wurden. In der heutigen Gaswerkgasse (damals wohl am westlichen Ende von Krems) wird in einer Urkunde von 1460 der Riedname „Judenfreithoff“ erwähnt. Ein Fund von 30 Goldmünzen und Knochenresten im Jahr 1878 erhärtete die Vermutung, daß es sich hier um den ältesten Judenfriedhof in Krems gehandelt hat. 1853 wurde ein Judenfriedhof auf dem Turnerberg (an der Nordgrenze der Stadt) errichtet. Nach massiven Schändungen mußte der Friedhof 1936 aufgelassen werden, und die Gebeine der Toten wurden auf den neuen Friedhof in der Wiener Straße (am Ostrand von Krems) überführt. Dort war 1881 eine Begräbnisstätte eingerichtet und 1882 geweiht worden.

Auf dem noch heute bestehenden Friedhof, für den es in der Zeit des Nationalsozialismus Pläne gab, ihn in ein Kriegsgefangenenlager umzuwandeln, wurden bis heute insgesamt 177 Personen beerdigt. Die letzte Beisetzung fand 1971 statt. Obwohl der Kremser Judenfriedhof durch die Stadtentwicklung in diesem Bereich vom Ostrand ein wenig Richtung Stadtkern gerückt ist, spiegelt sich auch in seiner heutigen Lage die geringe Bedeutung, die der jüdischen Gemeinde in der Stadt an der Donau stets zugemessen wurde, wider. Der Judenfriedhof ist zwischen der Auffahrt auf die Donaubrücke und der Wiener Straße eingeschlossen und für Fußgänger nur schwer zu erreichen. Daß er auch in diversen Stadtführern und Büchern über die Stadt Krems stets unerwähnt blieb, mag zusammen mit diesem Umstand dazu geführt haben, daß er auch im Bewußtsein eines Teils der Kremser Bevölkerung nicht existiert.

### **Erinnerung an den vergessenen Friedhof**

Die „Auferstehung“ des Judenfriedhofs nahm im März 1988 ihren Anfang. Der Friedhof, der mit seinen vielen umgestürzten Grabsteinen inmitten wild wuchernder Büsche und Unkrautes sowie der total desolaten Außenmauer sogar im ohnehin nicht ansehnlichen Stadtviertel zwischen Straßen und Einkaufszentren einen Schandfleck darstellte, sollte im Rahmen einer Aktion des Landesarbeitsamtes einer Restaurierung unterzogen werden. Parallel zur wissenschaftlichen Begleitung durch den Kremser Historiker und mittlerweile mehrfachen Buchautor Dr. Robert Streibel, der auch seine Dissertation auf diesem Gebiet verfaßte, und mit Unterstützung der Lokalpresse wurde mit dem Projekt ein wichtiges



Jüdischer Friedhof in Krems  
(Foto: Martin Kalchhauser, Krems)

Kapitel Kremser Vergangenheitsbewältigung in Angriff genommen. Geänderte politische Verhältnisse, vor allem ein neuer, dem Anliegen im Gegensatz zu seinem Vorgänger sehr aufgeschlossener Bürgermeister, Ing. Erich Grabner, begünstigten das Vorhaben, an dem dann auch Schüler der Kremser HTL für Hoch- und Tiefbau tatkräftig mitwirkten.

### Ein Komitee für die Idee

Dr. Robert Streibels Aufarbeitung der Geschichte der Juden von Krems, deren Vertreibung und Ermordung in der Zeit des Nationalsozialismus, mündete schließlich im Bestreben, diesen Opfern ein Denkmal zu setzen, „ein Stück Trauerarbeit“ zu leisten und die früheren jüdischen Mitbewohner wieder im Bewußtsein der Kremserinnen und Kremser zu verankern. Eine breite Basis in möglichst allen Bevölkerungsschichten und politischen Gruppierungen zu finden, wurde als wesentliche Voraussetzung für dieses Projekt gesehen. Daher konstituierte sich am 28. April 1994 ein 20köpfiges Komitee, das sich zum Ziel setzte, die Verwirklichung des Denkmals auf dem Kremser Judenfriedhof zu realisieren. Neben der zentralen Aufgabe, rund ein Drittel der Kosten des mit 1 Million Schilling präliminierten Unternehmens aufzubringen (die anderen beiden Drittel steuerten das Land NÖ und die Stadt Krems bei), setzte sich das Komitee zum Ziel, durch begleitende Informationsveranstaltungen (Diskussionen, Vorträge) ein positives Umfeld für das Vorhaben zu schaffen.

Im Sinne einer breitestmöglichen Basis waren im Komitee folgende Personen vertreten: Dr. Hans Angerer (Gemeinderat und Kultursprecher der SPÖ Krems), Fritz Becker (Mineralölunternehmer), Mag. Helmut Buchegger (röm.-kath. Stadtpfarrer), Heribert Bühl (Möbelunternehmer), Mag. Willi Gföhler (Grün-Gemeinderat und von 1994 bis 1995

Nationalratsabgeordneter), Ing. Erich Grabner (Bürgermeister der Stadt Krems), Martin Kalchhauser (Journalist), Evelyn Kitzwögerer (Kulturstadträtin, ÖVP), Franz Kral (Gemeinderat, KPÖ), Mag. Clemens Lashofer (Abt des Benediktinerstiftes Göttweig), Dr. Gerwald Lentner (Präsident des Landesgerichts St. Pölten), Mag. Michael Meyer (evang. Stadtpfarrer), Dr. Kurt Preiß (Nationalratsabgeordneter a. D., SPÖ), Dr. Frank Riel (Rechtsanwalt), Dr. Erika Schuster (Erwachsenenbildnerin), Adolf Steininger (Gemeinderat, FPÖ), Dr. Robert Streibel (Historiker), Ingeborg Taferner (Diplom-Sozialarbeiterin), Dr. Ferdinand Weber (Rechtsanwalt) und Mag. Anneliese Zykan (AHS-Lehrerin).

### **Auf dem Weg zum Denkmal**

Kurze Zeit gab es den Vorschlag, das Denkmal an einem zentralen Punkt der Stadt, etwa in der Fußgängerzone, zu errichten. Obwohl das Argument, mit dem Mahnmahl die vertriebenen und ermordeten jüdischen Mitbürger im wahrsten Sinne des Wortes heute wieder in der Mitte der Bürger der Stadt aufzunehmen, durchaus vernünftig erschien, wurde aus zwei Gründen der jüdische Friedhof als Standort ausgewählt. Erstens sollte der Friedhof durch das Denkmal aufgewertet und den Kremserinnen und Kremsern, aber auch den Gästen der Stadt, in Erinnerung gerufen und als Ziel eines Besuchs attraktiver gemacht werden. Zum zweiten gab es parallel zu den Bemühungen für die Errichtung des Denkmals eine Initiative einer Privatfirma gemeinsam mit einem Kremser Künstler, die zur Anbringung von Erinnerungstafeln am Haus einer früheren jüdischen Bewohnerin eines Hauses im Stadtzentrum und am Sockel des Kremser Wahrzeichens, des Steiner Tores, führte. Im Rahmen einer Pressekonferenz wurde also das ursprüngliche Anliegen des Komitees, die Realisierung des Denkmals am jüdischen Friedhof, am 31. Mai 1994 der Öffentlichkeit vorgestellt. Mit Unterstützung des Kulturamtes der NÖ Landesregierung erging im Rahmen einer beschränkten Ausschreibung an vier Künstler die Einladung, Modelle für ein Denkmal zu erstellen. Ernst Degasperri, Franz Graf, Leo Zogmayer und Hans Kupelwieser reichten Entwürfe ein. Letzterer erhielt bei der Sitzung der aus Vertretern des Komitees, der Stadt und des Landes gebildeten Jury am 8. November 1994 den Zuschlag für seine Idee einer „Schwelle zwischen Erinnerung und Vergessen“, eines metallenen Mahnmahls im Friedhof, auf dem die Namen aller 129 in der Zeit des Nationalsozialismus aus Krems vertriebenen bzw. ermordeten Juden aufgelistet sein sollten. Als zeitliches Ziel wurde für die Präsentation des Denkmals der 9. November (Tag der „Reichskristallnacht“) des Jahres 1995 gesetzt. Damit sollte zugleich auch den zahlreichen Feiern anlässlich des 1000-Jahr-Jubiläums der Stadt Krems im Jahr 1995 ein weiterer Höhepunkt hinzugefügt werden. In Anpeilung dieses Termins entwickelten sich rege Tätigkeiten auf dem Gebiet der Information und Bewußtseinsbildung, die auf erfreulich großes Interesse stießen. So referierte Oberrabbiner Chaim Eisenberg in Krems, und es fanden Führungen auf dem jüdischen Friedhof statt. Schulklassen wurden für die Idee gewonnen. Eine Klasse des Bundesrealgymnasiums Rechte Kremszeile übernahm sogar eine Patenschaft für den Friedhof und legte bei seiner Pflege Hand an. Drei Benefizkonzerte zur Erhöhung des Spendenerlöses gingen über die Bühne. Neben großzügigen Spenden einiger Bankinstitute und Kremser Firmen beteiligten sich Unternehmen durch Sachleistungen am Projekt. So stellten sich die Druckereien Siller und Malek mit dem Druck von Postkarten und Plakaten in den Dienst der Aktion, lieferten die VÖEST Alpine Krems und Böhler-Uddeholm Stahl, kam das Bauunternehmen Doll dem Komitee bei den Fundamentierungsarbeiten preislich großzügig entgegen. Proponen-

ten der Aktion warben in ganzseitigen, von den Niederösterreichischen Nachrichten kostenlos zur Verfügung gestellten Inseraten für ideelle und finanzielle Unterstützung.

### Die Präsentation — ein deutliches Signal aus Krems

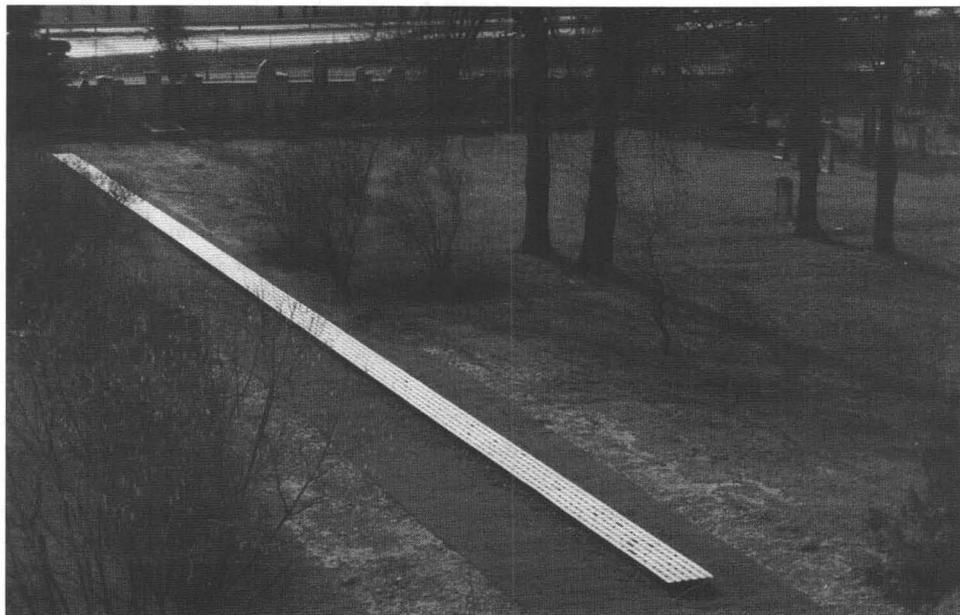
Den gelungenen Abschluß der Initiative bildete die Präsentation des Denkmals. Über hundert Kremser (so viele hatten sich auf dem jüdischen Friedhof vielleicht noch nie zuvor gemeinsam eingefunden), viele Unterstützer des Projekts und zahlreiche Ehrengäste wohnten der würdigen Feier, mit der das Denkmal der Öffentlichkeit übergeben wurde, bei. Von einem „Wall gegen Intoleranz, an dem wir ständig bauen müssen“, sprach Bürgermeister Ing. Erich Grabner. „Ich verneige mich vor 129 ehemaligen Kremser Bürgerinnen und Bürgern.“ Die Präsidentin des Bundesrats, Anna Elisabeth Haselbach, fand nicht nur dem Anlaß entsprechende Worte, in ihrer Rede kam auch tiefe persönliche Betroffenheit zutage. Gerade das Datum des 9. November wühle vieles auf. „Trauer, Verzweiflung und Beschämung über das, was geschehen ist“ müsse dazu führen, die Vorfälle niemals zu vergessen. „Dieses Begreifenmachen ist die größte Herausforderung in unserer Zeit, wo schon wieder Hirne vernebelt und Herzen versteinert werden.“ Dr. Avshalom Hodik von der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde: „Das ‚Niemals vergessen!‘ ist in den letzten 50 Jahren noch nie so wichtig gewesen wie heute.“ Am selben Tag wurde in den Räumen der Galerie „Kultur Mitte“ in Krems die Ausstellung „Und plötzlich waren sie alle weg“ präsentiert. In dieser gab Dr. Robert Streibel (Autor des gleichnamigen Buches über die Juden von Krems) Gelegenheit, sich über die damalige Zeit ein Bild zu machen. Beim „Bedenkonzert“ des



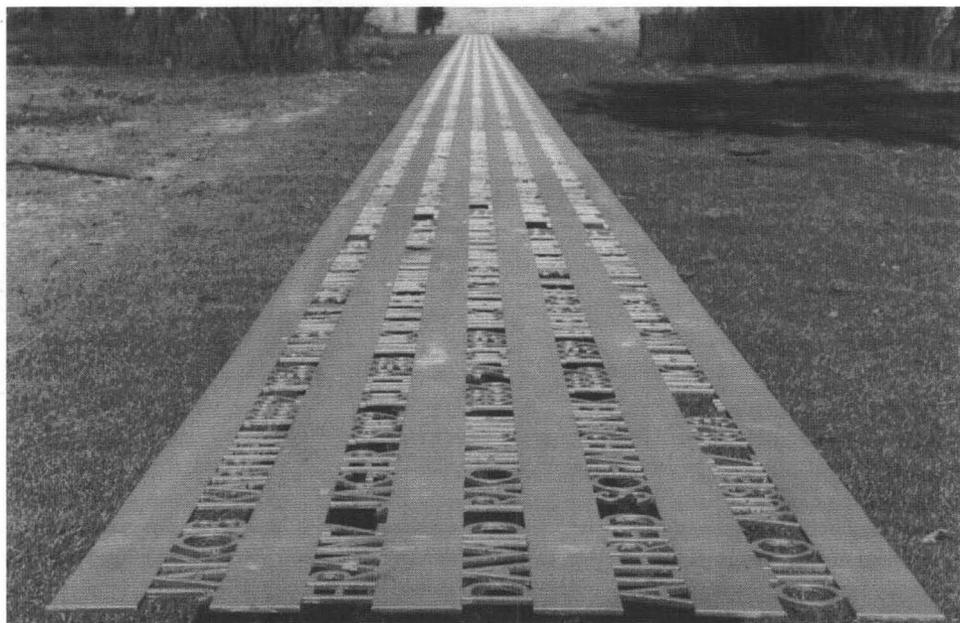
Präsentation des Denkmals am 9. November 1995: Dr. Robert Streibel (links) und Präsident Dr. Gerwald Lentner

(Foto: Martin Kalchhauser, Krems)

Kremser Kammerorchesters im Kloster Und kam es zur Österreich-Uraufführung des „Holocaust-Gebets“ für Viola und Streichorchester von Oedeon Partos Yizkor. Als Solist spielte der weltweit anerkannte Geiger Yossi Gutmann.



Denkmal von Hans Kupelwieser  
(Fotos: Martin Kalchhauser, Krems)





Jüdischer Friedhof in Krems  
(Fotos: Friedrich Polleroß, Wien)

### Kein Ende, sondern ein Anfang

Die Bilanz über das Erreichte ist beachtlich. Das Denkmal-Projekt wurde innerhalb des geplanten Zeitraums realisiert. Von den Gesamtkosten (1008332 Schilling) brachte das Komitee exakt 369163 Schilling auf. Doch der derzeitige Stand der Dinge kann nicht das Ende der Anstrengungen sein. Aus formalen Gründen hatte sich das Komitee zur Errichtung eines Denkmals auf dem Kremser Judenfriedhof bereits am 19. September 1995 als „Verein der Freunde des jüdischen Friedhofs Krems“ konstituiert. Als Obmann fungiert Dr. Robert Streibel (Stellvertreter: Martin Kalchhauser), Kassier ist Dr. Gerwald Lentner (Dr. Ferdinand Weber), Schriftführerin Mag. Anneliese Zykan (Franz Kral), zu Kassaprüfern wurden Dr. Frank Riel und Adolf Steininger gewählt. Wie bereits aus dem Namen des Vereins ersichtlich ist, hat er sich Ziele über die Errichtung des Denkmals hinaus gesetzt. Dem Judenfriedhof muß künftig nicht nur laufende Pflege zukommen, er soll auch ins Bewußtsein von noch mehr Kremserinnen und Kremsern geholt und für die Öffentlichkeit besser zugänglich gemacht werden. Diesen Zweck verfolgt eine demnächst erscheinende Broschüre, mit der Dr. Robert Streibel einen Überblick über die vergangenen Anstrengungen auf dem Weg zum Denkmal zusammenfassen wird. Der Erlös aus einer geplanten CD mit dem Bedenkonzert des Kremser Kammerorchesters mit Yossi Gutmann wird einigen noch anstehenden Arbeiten dienen. Das erfolgreiche Wirken des Komitees, das nicht nur in der Errichtung des Denkmals, sondern vor allem in der damit einhergehenden Bewußtseinsbildung und Aufarbeitung der Vergangenheit mündete, kann nicht als abgeschlossenes Projekt betrachtet werden. Es war vielmehr der Beginn einer Zukunft, in der auch in Krems

das „Niemals vergessen!“ kein bloßes Modewort sein sollte. Der Verein wird seinen Teil dazu beitragen, eine Zeit wie jene, in der 129 Mitbürger plötzlich aus Krems verschwanden, nie mehr wiederkehren zu lassen.

#### **Literaturhinweise**

Hannelore Hruschka, Die Geschichte der Juden in Krems an der Donau von den Anfängen bis 1938. 2 Bände (phil. Diss., Wien 1978).

Anna Lambert, Du kannst vor nichts davonlaufen. Erinnerungen einer auf sich selbst gestellten Frau. Hg. von Robert Streibel (Wien 1992).

Kurt Schmid/Robert Streibel (Hg.), Der Pogrom 1938. Judenverfolgung in Österreich und Deutschland (Wien 1990).

Robert Streibel, Plötzlich waren sie alle weg. Die Juden der „Gauhauptstadt Krems“ und ihre Mitbürger (= Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 33, Wien 1991).

Robert Streibel, Die Stadt Krems im Dritten Reich. Alltagschronik 1938-1945 (Wien 1993).

# Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Allentsteig

## **Verein „Avalon“ will das Kino als abendfüllendes Erlebnis forcieren Nach zweijähriger Umbauzeit wurde Kinobetrieb aufgenommen**

Die Kinoeröffnung in Allentsteig war ein voller Erfolg. Im ausverkauften Kino in Allentsteig fand kürzlich die Eröffnung des zweiten Teilbereiches des Kulturhauses statt. Nach mehr als zweijähriger Umbauzeit war es endlich soweit: Der Kulturverein Avalon, welcher bereits seit dem Sommer vorigen Jahres den ersten Bereich für Kulturveranstaltungen wie Konzerte, Theater und Kabarett der Öffentlichkeit zur Verfügung stellte, hat mit dem Eröffnungsabend wieder auf sich aufmerksam gemacht.

Wilhelm Lehner, Obmann des Vereins: „Wir werden ein ausgewogenes Programm anbieten, Kommerzielles wie auch prämierte und künstlerisch wertvolle Filme. Auch Filmschwerpunkte sind unser Hauptanliegen. Kino als abendfüllendes Erlebnis sowie qualitativ hochwertige Kulturveranstaltungen können bei uns erlebt werden.“

Der Kinobetrieb ist somit in allen seinen Bereichen für die Öffentlichkeit zugänglich. Landeshauptmannstellvertreter Liese Prokop, welche die Eröffnung persönlich vornahm, sprach sich für derartige Kulturprojekte und Kommunikationszentren als wichtiges politisches Anliegen der NÖ Landesregierung aus und würde sich freuen, wenn der Kulturverein von der Allentsteiger Bevölkerung und dem Waldviertel auch reichlich genützt wird. Nur das Zusammenspiel von Anbieter und Publikum gibt dem Engagement und dem Idealismus des Vereines seinen nötigen Rückhalt, um auch ein weiterhin wichtiger kultureller Anziehungspunkt für das Waldviertel zu sein.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 28. 3. 1996*

## **„Kultureller Jahreskreis“ prägt seit einigen Jahren Allentsteig**

„Kultur gehört zu den Grundlagen einer guten kommunalen Entwicklung“, erklärt Bgm. Bendinger und würdigt damit die kulturellen Leistungen in der Gemeinde. Seit mehreren Jahren ist das öffentliche Erscheinungsbild der Gemeinde von einem „Kulturellen Jahreskreis“ geprägt. Schon vor über 10 Jahren gründete die Gemeinde die Musikschule mit Dir. Adolf Käfer, und die Stadtkapelle bietet hervorragende musikalische Leistungen, die 1995 auch vom Land NÖ ausgezeichnet wurden.

Die Stadtgemeinde Allentsteig bemüht sich, Kulturveranstaltungen anzubieten, die über einen Verein nicht möglich sind, weil sie die Finanzen überschreiten würden. So werden seit Jahren moderne Bilderausstellungen der Bevölkerung zugänglich gemacht, und mit der „Gospel-Family“ erlebte Allentsteigs Kulturszene 1995 ihren Schwerpunkt. Etwa 60 % der Besucher waren von auswärts nach Allentsteig gekommen, um dieses kulturelle Erlebnis nicht zu versäumen. So füllten etwa 400 Besucher die Allentsteiger Pfarrkirche, und es gab immer wieder tosenden Applaus.

Der „Kulturverein Allentsteig“ bietet mehrmals während des Jahres Theater an. Zu den Höhepunkten zählen die Theateraufführungen im Schloßhof. Auch fremde Theatergruppen gastieren gelegentlich im Stadttheater Allentsteig und bringen bunte Abwechslung in das Kulturgeschehen der Stadt.

Einen Schwerpunkt besonderer Art bildet das neue „Kulturzentrum Allentsteig“, das Jugendkultur und moderne Musik und demnächst auch wieder das langersehnte Kino bietet. Das Kulturzentrum ist auch der wichtigste Ansatzpunkt für einen Kulturtourismus im Raum Allentsteig. Zu den Kulturträgern der Stadt zählen auch die Kindertanzgruppe, der Kirchenchor, das Aussiedlermuseum und die Veranstaltungen im Schloß Allentsteig.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 5. 1. 1996*

### **Vor 75 Jahren ging in Arbesbach zum ersten Mal der Vorhang auf**

75 Jahre Theater Arbesbach — unter diesem Motto stehen die Aufführungen vom 24. Februar bis 23. März. „Der Brandner Kaspar und das ewig' Leben“, eine Geschichte von Franz von Kobel, ist vielen aus dem Fernsehen bekannt. Hauptperson ist der gevitte Brandner, der dem Tod ein Schnippchen schlägt, indem er um sein Leben spielt, gewinnt und natürlich betrügt.

Der Brandner Kaspar wird dargestellt von Herbert Bayreder, und den Tod spielt der talentierte Anton Pfeiffer. Regie führt wie immer Josef Traxler. Premiere ist am Samstag, 24. Februar, um 20 Uhr in der Schönfeldhalle im Gasthaus Kolm. Sieben weitere Aufführungen folgen.

Am 6. Februar 1921 ging in Arbesbach erstmals der „Vorhang auf“. Mit dem Stück „Die Bauernhochzeit von Kärnten“ spielten sich engagierte Lehrer in die Herzen ihrer Zuseher. Mit Ausnahme der Kriegsjahre wurden jedes Jahr Stücke aufgeführt. 1993 begab sich die Theatergruppe mit dem „Jedermann“ auf eine höhere Ebene und wird immer erfolgreicher. 3000 Besucher werden heuer wieder erwartet.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 22. 2. 1996*

### **Chorgemeinschaft: 15. Bestandsjahr war ein kräftiges Lebenszeichen der Sänger**

Bei der „Chorvesper“ (so wird die alljährliche Jahreshauptversammlung genannt) blickte die Chorgemeinschaft Brunn im Felde auf ein überaus erfolgreiches und mit Höhepunkten nahezu „gespicktes“ Jahr zurück. Chorleiter Martin Besenbeck berichtete von den Höhenflügen im abgelaufenen Jahr: Eröffnung des neuerrichteten Probenraumes, der endlich ein angenehmes Proben möglich macht. Aufnahme der Musik-CD, deren musikalische Qualität auch den Rundfunk bewog, Ausschnitte daraus im Radio zu senden. Mitwirkung an der Gedersdorfer Weintaufe — diese Art Musik wurde, so der Chorleiter, bereits zu einem zweiten musikalischen Standbein des Kirchenchores. Und vom überaus erfolgreichen Adventsingen: „Das 15. Bestandsjahr war wieder ein kräftiges Lebenszeichen unseres Chores!“ Obmann VD Herbert Besenbeck legte den Schwerpunkt seines Berichtes auf die vielen „auswärtigen“ Auftritte der Chorgemeinschaft (die Gestaltung von Messen im Stift Heiligenkreuz und im Missionshaus St. Gabriel in Mödling waren hier die herausragendsten Ereignisse) und meinte, daß auch künftig darauf geachtet werden soll, die Jugend (der Chor hat überdurchschnittlich viele Sängerinnen unter 14 Jahren) zum Singen zu bewegen.

*Chris Leneis, Neue NÖN/Kremser Zeitung, 4. 3. 1996*

### **Kultureller Erfolg für Filmforum und Region**

Erstmals war Gmünd einer der Austragungsorte des Internationalen Kinderfilmfestivals, ein Erfolg des Filmforums Gmünd. In der Vorwoche wurden fünf Kinderfilme aus fünf verschiedenen Ländern dabei präsentiert. Der Besuch war am Samstag und Sonntag besonders gut, da aufgrund des Wochenendes auch Eltern ihre Kinder begleiten konnten. Der größte Publikumserfolg war der Film „Das Taschenmesser“. Es herrschte ausgezeichnete Stimmung und auch gespannte Aufmerksamkeit.

Bemerkenswert wurde seitens des Filmforums Gmünd festgestellt, daß auch die kulturellen Unterschiede, die sich in den gezeigten Filmen widerspiegeln, auch wesentlich die Lebensformen und -bedingungen der Kinder heute mitbestimmen.

Auf Initiative von Mag. Erika Hager kann sich nun Gmünd in einem Atemzug wie Wien, Innsbruck, Gmunden, Graz und Mödling nennen. Nicht nur ein Erfolg eines Vereines, sondern für die ganze Region!

*Neue NÖN/Gmünder Zeitung, 23. II. 1995*

## **Ein Buch von und für Waldviertler** **Mag. Franz Drach: Literarische Zeitreise in die Vergangenheit**

Rechtzeitig vor Weihnachten, und somit Geschenkidee, erschien das 271 Seiten umfassende Buch von Mag. Franz Drach: „Borchat, Glas & Stoareich“, Zeitgeschichte der Menschen des Bezirkes Gmünd; erschienen im Verlag der Bibliothek der Provinz Weitra, Herausgeber Richard Pils.

Schon der Titel läßt erahnen, von welchen Bereichen in diesem Band die Rede ist. Unendliche Vorarbeit war für dieses „Dokument“ vom Autor erforderlich. Er befaßt sich darin, so Drach in seinem Vorwort, mit der großen Politik, den kleinen Leuten und der Arbeitswelt.

Durch die Mitarbeit vieler Bewohner aus dem Bezirk gelang ein besonderes Nachschlagwerk für mehrere Generationen. Bilder und Dokumente aus vergangenen Tagen erinnern an die überwiegend nicht gute alte Zeit in der Region des oberen Waldviertels.

Das Buch gliedert sich in die Kapitel „Der Lebensraum“, „Der verlorene Alltag“, „Leben an der Grenze“, „Die Menschen“ und „Die Menschen bei der Arbeit“. Mag. Drach: „Das Buch ist für die und von den Menschen dieses Landes geschrieben.“ *Neue NÖN/Gmünder Zeitung, 30. 11. 1995*

*Grainbrunn (Marktgemeinde Sallingberg)*

### **„Dorfschwalben“ als Aushängeschild**

Am 29. Oktober fand zum fünften Mal der bereits zur Tradition gewordene „Bunte Nachmittag“ statt. Wie jedes Jahr wurde ein abwechslungsreiches Programm geboten: Den Anfang machten die Veranstalter, die „Grainbrunner Dorfschwalben“, in weiterer Folge präsentierten die Gasteiner Tanzmusik, Dichter Wilhelm Maria Lipp und die Volkstanzgruppe Kirchschlag ihr Können. Durch das Programm führte der Journalist Manfred Greisinger. Auch das Waldviertelmanagement unterstützte diese Veranstaltung und war durch Direktor DI Adolf Kastner vertreten, welcher neben Bürgermeister Franz Gaderer, der die „Grainbrunner Dorfschwalben“ als „Aushängeschild“ für seine Gemeinde bezeichnete, den Ehrenschutz übernommen hatte. Die Waldland HandelsgesmbH, vertreten durch Regina Almeder und ihre Mitarbeiterinnen, zeigte ebenfalls eine Produktreihe.

Die „Grainbrunner Dorfschwalben“ sind seit 11 Jahren immer wieder, neben den kirchlichen Veranstaltungen (Hochzeiten, Taufen, Meßfeiern), auch um die Brauchtumpflege bemüht. Der „Bunte Nachmittag“ ist aber nicht nur ein Tag, an dem man das abgelaufene Jahr Revue passieren läßt, sondern auch jener Tag, sich bei allen zu bedanken. Die „Grainbrunner Dorfschwalben“ sind längst über die Grenzen des Waldviertels hinaus bekannt, was sich auch wieder bei dieser Veranstaltung durch einen guten Besuch gezeigt hat. Viele Gäste aus allen gesellschaftlichen Bereichen waren aus den vier Vierteln des Landes Niederösterreich angereist.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 9. 11. 1995*

*Groß Gerungs*

### **„Kunst im Spätherbst“ zog viele Besucher an**

Immer größerer Beliebtheit bei der Bevölkerung erfreuen sich die Veranstaltungen im Kleinen Kulturhaus. Bereits bei der Eröffnung der vergangenen Wochenende stattgefundenen Ausstellung „Kunst im Spätherbst“ konnten die Veranstalter, Kulturreferat der Stadtgemeinde Groß Gerungs und Kultur- und Fremdenverkehrsverein, zahlreiche Besucher begrüßen. Im Anschluß an die Vorstellung der Künstler durch die für das Kulturhaus zuständige GR Helga Floh nahm der Waldviertelbeauftragte DI Adolf Kastner die offizielle Eröffnung der Ausstellung vor. Die für den musikalischen Rahmen der Vernissage geplante Jazzharfenistin Monika Stadler mußte leider auf Grund der schlechten Wetterbedingungen ihr Kommen kurzfristig absagen, dennoch zeichnete sich die Veranstaltung durch den reibungslosen Ablauf und die harmonische Zusammenstellung der verschiedenen Kunstrichtungen aus.

Wer Hildegard Kienast bisher „nur“ durch ihre Seidenarbeiten kannte, konnte sich nun auch davon überzeugen, daß sie auch als Malerin von Aquarellen über Talent verfügt. Hübsch anzusehen waren auch die handbemalten Teegläser von Gisela Lindenhofer. Christian Fangmeyer und Peter Stadler sorgten mit ihren Aquarellen ebenfalls für eine farbenprächtige Abwechslung inmitten der kalttrüben Wochenendtage. Martina Getzner stellte mit ihren Keramiken die ideale Abrundung der Ausstellung dar. Die Besucher des Kleinen Kulturhauses konnten sich an diesem Wochenende neben der Kunst auch über die Produkte des Waldlandes informieren.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 30. 11. 1995*

*Großgöttfritz*

### **Im 500 Jahre alten Karner lagern 6000 Totenköpfe**

Rückblick und Vorschau in der Pfarre: Der Karner ist 500 Jahre alt und der Neubau eines Pfarrheimes ist in Planung. Als man die Kirche Ende des 15. Jahrhunderts um ein Südschiff erweiterte, wurde der Friedhof, der sich rund um die Kirche befand, zu klein, weshalb der Karner als Beinhaus errichtet wurde. Der Karner stammt aus der Spätgotik, wurde aber in romanischer Bauform aus Bruchsteinen aufgemauert, ganz ohne Verputz, mit einer halbrunden Apsis. Im unterirdischen Beinhaus, das schon um das Jahr 1483 bestand, lagern etwa 6000 Totenköpfe samt Gebeinen. Darüber wurde eine recht geräumige Kapelle errichtet, die die Jahreszahl 1495 trägt. Bemerkenswert ist eine Steinplatte an der Außenwand, die als Kanzel diente. Eine derartige Kanzel gibt es auch an der Außenseite des Stephansdomes. 1982 wurde der Karner renoviert und adaptiert, das Dach ist übrigens mit Holzschindeln gedeckt. Seit dieser Zeit dient er als Aufbahrungshalle der Gemeinde. In die Zukunft blickt derzeit Pfarrer Janouz Drelichowski. Auf seine Initiative hin und mit Zustimmung des Pfarrgemeinderates ist die Errichtung eines Pfarrheimes geplant. Die desolaten Wirtschaftsgebäude neben dem Pfarrhof sollen abgerissen werden und an ihrer Stelle ein neues und zeitgemäßes Pfarrheim entstehen. Großgöttfritz ist mit 1500 Einwohnern die größte Pfarre des Dekanates Ottenschlag. Das neue Pfarrzentrum soll für pfarrliche Belange, wie Jugendarbeit, Ministranten, Pfarrgemeinderat usw., die passenden Räumlichkeiten bieten.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 14. 12. 1995*

*Groß Siegharts*

### **Konzert mit hohem Niveau Komorowski und Brzezinski begeisterten Stadtsaal-Publikum**

Im Stadtsaal fand am 24. Februar ein beachtenswertes Konzert für Klavier und Posaune statt. Schon die Besetzung versprach ein Niveau, das seinesgleichen sucht. Am Klavier konnte das zahlreich erschienene Publikum Mag. Piotr Komorowski, einen der besten Pianisten Polens, bewundern. Beruflich ist Piotr Komorowski Dirigent der Warschauer Staatsoper. Auf der Posaune — wie könnte es in Groß Siegharts anders sein — stellte Musikschulleiter und Stadtkapellmeister Mag. Krzysztof Brzezinski einmal mehr seine Virtuosität unter Beweis.

Zu Beginn des Konzertes brachte Piotr Komorowski die Polonaise in As-Dur op. 53 von Fryderyk Chopin zu Gehör. Die Interpretation dieses Werkes wurde vom Künstler in einer selten gehörten Einfühlsamkeit dargeboten. Bei der folgenden Sonate 1 für Klavier und Posaune von Benedetto griff Stadtmusikus Brzezinski zur Posaune und verzauberte förmlich sein Publikum mit dieser technisch äußerst anspruchsvollen Komposition.

Die Höhepunkte des Abends waren zweifellos die beiden letzten Musikstücke. Piotr Komorowski zeigte sein Können mit den „Bildern einer Ausstellung“ von Modest Mussorgskij. Mit dem Konzert Nr. 2 in Des-Dur für Posaune und Klavier von Blazevic entlockte Mag. Krzysztof Brzezinski seiner Posaune die herrlichsten Töne vom sanften Pianissimo bis hin zum schmetternden Fortissimo in einer atemberaubenden Technik. Das Publikum dankte den beiden Interpreten mit einem lange anhaltenden Applaus.

*Neue NÖN/Waidhofner Zeitung, 29. 2. 1996*

## **Kunsthalle Krems im Jubiläumsjahr 1996: Opulentes und interessantes Ausstellungsprogramm**

Nach dem großen Erfolg der heurigen Themasausstellung „Wasser & Wein“ mit mehr als 40 000 Besuchern hat die Kunsthalle Krems im zweiten Jahr ihrer Tätigkeit nach Vollausbau ehrgeizige Ausstellungsprojekte im Programm:

Seit 8. Dezember (bis 17. März 1996) läuft die Ausstellung „Schätze und Spiritualität — Koordinaten zur Klosterkultur in Niederösterreich“. Diese Ausstellung über die Kultur unserer Klöster wandert später nach Prag und Brüssel.

Die Ausstellung „Fotografie nach der Fotografie“ ist ein internationaler Beitrag des Münchener Siemens-Kulturprogrammes. Gezeigt wird die Begegnung der Fotografie mit den digitalen Medien. Diese Ausstellung ist vom 17. Februar bis 24. März 1996 zu sehen.

Einen Blick in die Kultur anderer Kontinente ermöglicht die Ausstellung „Eine andere Reise — Afrika und die Diaspora '96“; sie wird vom 14. April bis 30. Juni 1996 gezeigt.

Die Ausstellung „Konrad Heller (1875-1931). Wachau um 1900“ zeigt Lichtbilder eines Wiener Landschaftsfotographen (vom 16. Mai bis 1. September 1996).

Einen Einblick in die „Aspekte zur Zeit in der aktuellen Kunst“ ermöglicht die vom 20. Juli bis 27. Oktober 1996 projektierte gleichnamige Ausstellung.

Vom 10. November bis 22. Dezember 1996 findet die Fortsetzung der Ausstellungen Balanceakte '88 und '92 unter dem aktualisierten Titel „Balanceakte '96“ statt.

Schließlich wird ab 24. November 1996 in der Ausstellung „Die Sammlung Hauer“ eine interessante Dokumentation der Sammlertätigkeit von drei Generationen der Familie Hauer vorgestellt. Am Beginn stand Franz Hauer, der um 1900 unter anderem Werke von Egon Schiele und Gustav Klimt kaufte.

Außerdem plant die Kunsthalle Krems ein umfangreiches Musikprogramm. Zu allen Ausstellungen gibt es Gesprächsführungen, Schüleraktionen und Informationsmaterial, zu einigen auch Spiele und Arbeitsblätter.

*NÖ Landeskorrespondenz, 20. 12. 1995*

## **Friedrich Svetitsch: ein Lehrer und Künstler ist tot**

Ganz unerwartet ist am 16. März ÖStR. Prof. Mag. Friedrich Svetitsch einem Herzanfall erlegen. Der Verstorbene war 37 Jahre lang am BRG Ringstraße tätig. 1928 in Wien geboren, fand Svetitsch 1952 an der damaligen Realschule eine Anstellung als Kunsterzieher. Bekannt und beliebt war er vor allem durch seine vielseitige Begabung, sein Engagement, seine Aufgeschlossenheit den Problemen der Zeit gegenüber und seine Geradlinigkeit und Geselligkeit. Er war eine der führenden Persönlichkeiten des Realgymnasiums und Vorbild für viele jüngere Kollegen und Schüler.

Trotz intensiver Lehrtätigkeit ging Mag. Svetitsch auch seinen künstlerischen Neigungen nach. Bekannt sind seine großflächigen Arbeiten an Gebäuden und Innenräumen wie Sgraffitos, Mosaik, Glasfenster und Plastiken (Institut Dr. Nuhr, Sparkassen Spitz und Kirchberg am Wagram, Hauskapelle der Kreuzschwestern in Krems). Auch die Südseite seiner Schule schmückt ein Werk Svetitschs. Dem Aquarell und der Ölmalerei galt die besondere Liebe des Verstorbenen. Dieser Kunstrichtung widmete er sich nach seiner Pensionierung.

*Neue NÖN/Kremsener Zeitung, 25. 3. 1996*

## **Neues Kulturhaus statt dem Donaupalast-Kino**

Vor gut 30 Jahren wurde im selben Gebäude die Eröffnung des neuen Kinos gefeiert. Nun ist in diesem Haus der Festsaal der kulturelle Kristallisationspunkt. Am Samstag hat Landeshauptmann-

Stv. Ernst Höger das neue Marbacher Kulturhaus eröffnet. 13,5 Millionen Schilling waren notwendig, um aus dem ehemaligen Donaupalast-Kino ein Veranstaltungszentrum zu kreieren. Architekt Winfried Schmelz hat mit viel Gefühl (Wellen an der Decke) einen Bezug zum Donaustrom hergestellt und versucht ein Fährschiff anzudeuten. 260 Menschen finden in dem „Gemeindegemeinschafts“-Platz. Die Nutzfläche beträgt 550 m<sup>2</sup>. „Der freie Markt regelt nicht alles“, betonte Höger in seiner Festansprache, in Hinblick auf die Bedeutung solcher kommunaler Einrichtungen. Lob gab es für das Veranstaltungszentrum auch von Bezirkshauptmann Dr. Hadmar Lechner.

Die Marbacher Musikkapelle unter Kapellmeister Rudi Weiß hat mit dem Stück „Das große Fest“ die Feier eröffnet. Weiters vertreten auf der Bühne, die in diesem Saal baulich fix verankert ist, war die Marbacher Liedertafel unter der Leitung von Peter Kainrath.

Besonderen Dank hat Bgm. Peter Riedl seinem Vorgänger, Altbgm. Robert Grabner, ausgesprochen. Unter der Amtszeit von Grabner wurde vor knapp zwei Jahren mit der Umgestaltung des Hauses begonnen. Vor sechs Jahren ist das Donaupalast-Kino dem allgemeinen Kinosterben zum Opfer gefallen. Die Gemeinde mußte aus wirtschaftlichen Gründen zusperrern. Marbach hatte eine alte Kino-Tradition. Bereits 1922 wurde das erste Lichtspieltheater eröffnet. 1964 haben sich bei einer Fragebogenaktion 90 Prozent der Marbacher für einen Neubau ausgesprochen. Ein Jahr später konnte der „Donaupalast“ eröffnet werden. 24 Jahre danach lief als letzter Film „Das Todesspiel“ in Marbach. „Der Titel war ein Zufall, aber treffender hätte er nicht sein können“, sagte Bgm. Riedl. Das Hochwasser 1991 hat dem ehemaligen Kino den Rest gegeben. Die Bestuhlung und die Wandvertäfelung haben schwer darunter gelitten.

Bgm. Riedl hat einen Wunsch: Das Haus soll immer ein Ort der friedlichen Begegnung bleiben.

*Karl Lahmer, Neue NÖN/Melker Zeitung, 18. 10. 1995*

*Melk*

### **Juwel an der Donau leuchtet wieder**

In 17 Jahren und mit einem Aufwand von 210 Millionen Schilling ist Stift Melk glanzvoll restauriert worden. Im Prälatussaal von Stift Melk, unter der Bilderwand mit Cranachs „Madonna in der Weinlaube“, konnten nun Abt Burghard Ellegast und Landeshauptmann Erwin Pröll den offiziellen Abschluß der umfassenden Restaurierungsarbeiten bekanntgeben (er wird am 12. November festlich begangen). Zugleich wurde im Hof der riesige Kran abgebaut.

Vor rund hundert Jahren war die letzte General-Restaurierung durchgeführt worden. 1976 hatten — vor allem infolge der hohen Luftfeuchtigkeit — die Schäden an der Stiftskirche ein Ausmaß erreicht, das sofortiges Handeln erforderte. Die Benediktiner ebenso wie das Bundesdenkmalamt und die Diözese, bald aber auch das Land und das Wissenschaftsministerium waren sich im klaren darüber, daß nicht nur das Gotteshaus rettender und erhaltender Eingriffe bedurfte. Ein Kuratorium wurde gegründet, Bundespräsident Rudolf Kirchschläger übernahm die Schirmherrschaft. 1978 konnte Diözesanbaumeister Kräftner mit seinen Teams die Arbeit an der Außenfassade der Kirche aufnehmen. In ihrem Inneren wurde das Kuppelfresko restauriert und im Tambour eine Übermalung aus der Zeit nach dem Brand von 1738 entdeckt und entfernt, sodaß das echte Werk Rottmayrs wieder hergestellt werden konnte.

Landeskonservator Hofrat Werner Kitlitschka formulierte das Prinzip, dem generell gefolgt wurde: „Alles Vorgefundene ist für uns zur Partitur geworden, um die großartige barocke Schöpfung wieder aufzuführen.“ Der Marmorsaal, die Altane und die Fassaden der Bibliothek wurden vor der Landesausstellung 1980 instandgesetzt, ebenso der Hochaltar der Kirche. Der nächste Bauabschnitt galt dem Kuppelraum und der Sommersakristei. Das Kirchenschiff, dann die Nordfassade und der Kolomanisaal, die Ost- und Südfassade sowie die Basteien und die Ostfassade folgten, zuletzt die Kaiserstiege — wieder im hauchzarten originalen Grau-Rosa — und der Brunnen im Prälatushof. 17 Jahre — halb soviel Zeit wie seinerzeit der Neubau des Stiftes — haben die Restaurierungsarbeiten in Anspruch genommen. Zu den Kosten von 210 Millionen Schilling haben das Land Niederösterreich

mit 64 Millionen Schilling — das ist sein gesamtes Denkmalschutzbudget für ein Jahr — und der Bund mit 50 Millionen wesentlich beigetragen. Den Großteil hat das Stift mit vielen Spendern selbst aufgebracht. Und es hat in den Jahren des Bauens sein Wirken als geistig-geistliches und kulturelles Zentrum noch ausgedehnt.

*Pia Maria Plechl, Die Presse, 2. II. 1995*

### *Bezirk Melk*

#### **Aktion „Die Ostarrichi-Urkunde kommt an die Hauptschulen“**

Anlässlich der bevorstehenden Feiern um das 1000jährige Jubiläum der ersten bekannten urkundlichen Nennung Österreichs wurde im Bezirk Melk, der immer wieder als das Herzstück Niederösterreichs bezeichnet wird, die Aktion „Die Ostarrichi-Urkunde kommt an die Hauptschulen“ durchgeführt.

Am 13. Oktober, dem Festtag des ehemaligen Landespatrons St. Koloman, dessen Gebeine im Stift Melk ruhen, wurde die Aktion gestartet. Der Bürgermeister der Gemeinde Neuhofen an der Ybbs übergab im Rahmen einer Feierstunde ein Faksimile der „Ostarrichi-Urkunde“ an den Bezirk Melk, namentlich an die Hauptschule Blindenmarkt. In den folgenden Wochen wurde die Urkunde in eindrucksvollen Feiern von Hauptschule zu Hauptschule weitergegeben. Mit dieser Aktion eröffneten die Hauptschulen des Bezirks Melk die Feierlichkeiten des Millenniumsjahres 1996, die im April 1996 mit einer „Woche der Schulen“ einen weiteren Höhepunkt erfahren sollen.

*Herbert Neidhart*

### *Niederösterreich*

#### **Zweiter NÖ Museumstag**

Im Minoritenkloster fand am 8. Oktober 1995 in Tulln der zweite NÖ Museumstag unter dem bewährten Motto „NÖ Museumskuchenverteilung — gemeinsam sind wir stärker“ statt. Rund 150 Teilnehmer aus allen Landesteilen waren gekommen, um an dem sehr reichhaltigen und arbeitsintensiven Programm teilzunehmen. Ausgangspunkt der gemeinsamen Museumsaktionen ist die Tatsache, daß Niederösterreich mit 600 Museen weltweit die weitaus dichteste „Museumslandschaft“ besitzt. Dies ist der Broschüre „Zentrum und Regionen“ zu entnehmen, die zu Beginn der Tagung vorgestellt wurde. Eine Reihe wichtiger Ergebnisse konnte erzielt werden.

Nach einjähriger Sichtungsarbeit konnte ein Inventarisierungsprogramm vorgestellt werden, das sämtliche Anforderungen bis hin zur Bilderfassung erfüllt, gleichzeitig leicht bedienbar ist und vor allem einen gesamt-niederösterreichischen Museumsdatenverbund ermöglicht. Es handelt sich um das vom Grazer Institut für Informationsmanagement erstellte Paket IMDAS, das aller Voraussicht nach ab Anfang 1996 auch am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum eingesetzt werden wird und für das auch bereits Kärntner und Tiroler Museen Interesse zeigen. So zeichnet sich hier — von Niederösterreich ausgehend — eine seit langem erhoffte, gesamtösterreichische Lösung dieses Problems ab.

Um den Museen den Einstieg in diese Computertechnologie auch erschwinglich zu machen, hat sich eine Computerfirma bereiterklärt, Hardware günstig zur Verfügung zu stellen.

In zwei Workshops wurden die Prinzipien der Gestaltung von Museen oder Ausstellungen sowie die Möglichkeiten der Museumswerbung in der täglichen Medienberichterstattung erörtert. Unter dem Motto „Traum und Realität“ wurden die vorliegenden Konzepte über die künftige Entwicklung der niederösterreichischen Museumslandschaft von einem mit internationalen und nationalen Experten besetzten Forum diskutiert.

Aus dem reichhaltigen Rahmenprogramm ist besonders hervorzuheben, daß die Firma „missing link“ die Ereignisse dieses Tages, angereichert mit entsprechendem Bildmaterial, ins Internet einspielte, wo sie unter der Adresse <http://www.no.e.gv.at/noe/museum/> bis Ende Oktober abgefragt werden konnte.

*NÖ Landeskorespondenz, 10. 10. 1995*

## **NÖ Landesbibliothek: bereits über 184000 Bände und 2800 Periodica**

Die NÖ Landesbibliothek verzeichnete allein im Vorjahr einen Bücherzuwachs von 8208 Bänden. Zu Jahresbeginn 1996 hielt man bei einem Gesamtbestand von 184454 Bänden. Zudem betreut die Landesbibliothek 2860 Periodica-Titel, also beispielsweise Zeitungen und Zeitschriften. Die Zuwächse sind ein weiterer Schritt auf dem Weg zur wissenschaftlichen Universallbibliothek für Niederösterreich am neuen Standort in St. Pölten. In Wien wird am 2. September 1996 geschlossen. Gegen Jahresende beginnt der Umzug, der im April oder Mai 1997 abgeschlossen sein wird. Die Eröffnung der neuen Landesbibliothek in St. Pölten, deren Dachgleiche vor wenigen Wochen gefeiert wurde, wird also im Frühjahr 1997 stattfinden.

Für die NÖ Landesbibliothek beginnt mit der Übersiedlung nach St. Pölten eine neue Ära, muß sie doch einem stark vergrößerten Aufgabenbereich gerecht werden. Die Landesbibliothek wird für Niederösterreich jenen Aufgabenbereich übernehmen, den die Nationalbibliothek für ganz Österreich abdeckt. Die neue Dimension der Landesbibliothek und das wesentlich größere Dienstleistungsangebot machen deutlich, daß man in der Landeshauptstadt über das vierfache Raumangebot des derzeitigen Standorts in Wien verfügen wird. Auch werden durch die neuen Aufgaben der Bibliothek zusätzliche Öffnungszeiten am Abend und an Samstagen notwendig. Daraus ergibt sich zusätzlicher Personalbedarf. Zur Zeit wird über die Errichtung einer Außenstelle der Landesbibliothek in Wien verhandelt. Gedacht ist an einen Leseraum in der Herrngasse, der von St. Pölten aus — in erster Linie für Studenten der Universitäten und Hochschulen — beschickt wird.

Im Vorjahr verzeichnete man in der Landesbibliothek 13088 Kunden. Im Lesesaal wurden 34282 Bände benützt. 8073 Bände wurden entlehnt. Von den Benützern kamen 54,9 Prozent aus Wien, 11,8 Prozent aus Wiener Dienststellen des Amtes der NÖ Landesregierung und 33,3 Prozent aus Niederösterreich.

*NÖ Landeskorespondenz, 1. 2. 1996*

### *Obermixnitz*

#### **Gemeinde dankte Lyriker Franz Gschweicher mit dem Ehrenring**

„Du nennst dich nicht Künstler, und nicht Dichter — du willst still und einfach Lyriker sein.“ Mit diesen Worten charakterisierte Prof. Anton Dietmaier treffend den Menschen Franz Gschweicher, der für alle, die ihn kennen, vom Künstler nicht zu trennen ist. Nun läßt er mit „Geliebte Welt“ bereits seinen 5. Gedichtband „aus der Geborgenheit in die Welt hinausziehen“, wie er es selbst formulierte.

Wenige Tage vor seinem 70. Geburtstag hat Gschweicher somit ein weiteres Werk vollendet, in dem seine Liebe zur Heimat in sehr behutsamem Umgang mit dem Wort noch offener wird durch die wunderbare Begabung, die Schönheit der Natur im Foto festzuhalten. So tragen nicht nur 60 zu Schrift gewordenen Gedanken zarte Wunderwerke in die Welt des Lesers, es erregen auch 62 ebenso faszinierende Fotokunstwerke die Ehrfurcht des Betrachters. Ob dieser Freude, die der langjährige ehemalige Gemeinderat und Vizebürgermeister von Obermixnitz seinen Mitmenschen dadurch zuteil werden ließ, zeichnete ihn Bgm. Franz Schechtner bei der Präsentation im Rathaus mit dem Ehrenring der Großgemeinde Weitersfeld aus. „Geliebte Welt“ ist beim Autor und in den Buchhandlungen um den Preis von 218 Schilling erhältlich.

*Robert Schmutz, NÖN/Horn-Eggenburg, 30. 11. 1995*

### *Pöggstall*

#### **Freilegung der Wandmalereien in der Pfarrkirche wurde abgeschlossen**

Die interessanten und wertvollen Seccomalereien an der Westempore der Pfarrkirche wurden in den letzten Jahren teilweise freigelegt. Die komplizierten und zeitaufwendigen Freilegungsarbeiten wurden vor kurzem abgeschlossen. Die nicht freigelegten Felder — weitere Arbeiten waren aus finanziellen Gründen nicht mehr möglich — wurden überklebt und konserviert.

Die Freilegungsarbeiten kosteten rund 950000 Schilling, wovon das Bundesdenkmalamt mit einer Summe von etwas mehr als einer halben Million und weiteren zugesagten 100000 Schilling den Großteil bezahlte. Der Rest wurde vom Land Niederösterreich und von der Pfarre aufgebracht.

*Herbert Neidhart*

### **Seit 1986 in Pöggstall: Die Holzschnittwochen**

Die Teilnehmer an der 10. Holzschnittwoche präsentierten in einer Ausstellung, die in der Aula der Volksschule eröffnet wurde, ihre Werke. Die Eröffnungsworte sprach Bgm. Josef Nagl. BH-Stv. Dr. Elfriede Mayrhofer hob die Bedeutung dieser Veranstaltung hervor, Kunstschaffen der Bevölkerung näher zu bringen. Johannes Fessler, Obmann von XYCRON, dankte allen, die zum Gelingen der Arbeitswochen seit 1986 beigetragen haben. Musikalisch umrahmt wurde die gut besuchte Feier vom Pöggstaller Querflötenrio. Zum Jubiläum „10 Jahre XYCRON — Pöggstall“ fand auch ein Holzschneider-Frühschoppen statt.

*Neue NÖN/Melker Zeitung, 27. 3. 1996*

*Raabs*

### **Ehrennadel für Kollmitz-Retter**

Mit der Verleihung der „Goldenen Ehrennadel“ im Rahmen einer Festsitzung gratulierte die Stadtgemeinde OSR Dir. Herbert Loskott zum 70. Geburtstag und würdigte damit seine besonderen Leistungen. Bgm. Othmar Knapp hob in seiner Festrede zwei Schwerpunkte im Schaffen des Jubilars hervor: seine Liebe zur Heimatforschung und vor allem seine Begeisterung und sein Engagement für die Musik. „Unter all seinen Leistungen ist aber eine hervorzuheben, die besondere Anerkennung findet, nämlich sein Einsatz für die Ruine Kollmitz — er ist nicht nur Obmann des Vereines zur Erhaltung der Ruine Kollmitz, er ist Mentor und Anschieber zugleich. Ihm ist es zu verdanken, daß dieses Juwel gerettet wurde und ständig renoviert wird.“ Bezirkshauptmann Dr. Gerhard Proißl hob besonders seine Fähigkeit, die Interessen gezielt und gekonnt auszubilden und auszuüben, hervor: „OSR Loskott ist das beste Beispiel für einen Unermüdlchen, der nicht wartet, bis man ihn ruft, sondern der selbst die Initiative ergreift und dabei sein Bestes gibt.“



**Herbert Loskott**  
(Foto: Archiv des WHB)

Mit einigen Bonmots gespickt waren die Dankesworte des Geehrten, die vor allem an seine Mutter gerichtet waren, die ihm das Waldviertel nahelegte: „Und ich bin glücklich, daß ich ihrem Rat gefolgt bin, denn die Region und die Leute haben mir mein Wirken leicht gemacht.“

*NÖN/Waidhofner Zeitung, 22. 2. 1996*

*Schwarzenau*

### **Wiese wird Skulpturenpark**

Die Pöltner Wiese, ein relativ naturbelassener thayabegleitender Wiesenstreifen in Ortskernnähe, wird in einen Skulpturenpark umgewandelt. Nachdem lange Zeit die Diskussion über die zukünftige Zweckwidmung der Wiese zwischen Gemeinde-, Jugend- und Sportzentrum hin- und hergewogt war, dürfte sich nun eine neue Lösung gefunden haben: eine Parklandschaft aus heimischen Baum- und Straucharten, die von Spazierwegen durchzogen und mit den Skulpturen heimischer und internationaler Künstler bereichert ist! Bereits im Herbst wird die Ortsjugend unter fachkundiger Anleitung als ersten Schritt einen Naturlehrpfad bepflanzen.

„In zentraler Lage wird so ein öffentlicher Bereich entstehen, der quasi als ergänzendes Pendant zum Schloßpark Raum für Erholung und Kommunikation in sowohl künstlerisch als auch naturräumlich anregender Umgebung sein soll“, resümierte Bgm. Hugo Hammerl und kündigte zugleich an, daß ein Parkplatz im Nahbereich zu Sport- und Marktplatz in das Gesamtprojekt integriert sein wird. Verkehrstechnisch wird dieses Stellflächenangebot dann zur weiteren Verkehrsberuhigung im Ortskern beitragen: Nach der Errichtung des Parkplatzes wird dem schon lange angekündigten Dauerparkerenwesen im Ortszentrum endlich zu Leibe gerückt und eine erweiterte Kurzparkzonenregelung im Marktkernbereich realisiert werden.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 22. 2. 1996*

*Waidhofen/Thaya*

### **„Kulturen an der Grenze“ — Eine grenzüberschreitende Ausstellung des Jahres 1995 Vom 4. bis 19. November 1995 in Waidhofen/Thaya**

Der Fall des „Eisernen Vorhanges“ vor mehr als fünf Jahren hat die Grenze zu unserem Nachbarland Tschechien geöffnet, die lange totgesagte Grenze erwacht zu neuem Leben. Freilich tritt sie jetzt auch als Wirtschaftsfaktor ganz neu ins Bewußtsein. Dabei werden uns auch die historischen Gemeinsamkeiten, aber auch Gegensätze in Erinnerung gerufen. Ein Team von engagierten Fachleuten aus Österreich und aus Tschechien hat das Thema aufgegriffen und versucht, über eine Wanderausstellung und ein zugehöriges, umfangreiches Begleitbuch (in deutscher und tschechischer Ausgabe) in die Schwierigkeiten und Probleme, die in der jüngeren und älteren Geschichte mit dieser Grenze verbunden waren, Licht zu bringen. Die Vielfalt der Berührung ist beachtlich. Neben den geschichtlichen, den familiären, den künstlerischen, den handwerklichen und den religiösen Kontakten findet man auch ganz normale Aspekte wie zum Beispiel den der böhmischen Küche.

Die letzte Station der Ausstellung in Österreich war vom 4. November bis einschließlich 19. November 1995 Waidhofen an der Thaya, und anschließend wurde sie noch vom 25. November bis 17. Dezember 1995 in der Stadt Mikulov in Tschechien gezeigt. Diese Ausstellung „Kulturen an der Grenze“ besuchte die wichtigen Orte bzw. Städte der Grenzregion. Den Anfang machte im Frühjahr 1995 die nördlichste Stadt Österreichs Litschau. In Niederösterreich war sie weiters noch in den Städten Horn, Weitra, Retz, Gmünd und in ebenso vielen Städten Südböhmens und Südmährens wie Budweis, Krumau, Wittingau (Trebon), Neuhaus, Datschitz und Mikulov zu sehen.

Die Ausstellung bestand aus zwei Teilen, einem fixen Wanderteil, in dem das ganze Spektrum des Zusammenlebens zweier Nachbarländer dargestellt war. Der Lokalteil jeder Station zeigte jeweils einen besonderen Schwerpunkt, z. B. war es in Litschau das Thema der Regionalbahnen, in Horn standen die Bildungseinrichtungen im Mittelpunkt, in Gmünd war der Titel „Nebeneinander — Gegeneinander — Miteinander“, und in Hindrichu Hradec (Neuhaus) ging es um die Stadt als „Garnisonsort“. In Waidhofen war es die „gemeinsame Textilgeschichte“. Gerade das obere Waldviertel, das Mühlviertel und die südböhmisch-mährische Landschaft, besonders auch die Sudetenländer und Schlesien, sind durch die Textilindustrie geprägt.

Im ersten Waldviertler Webereimuseum konnte diese Verflechtung am besten dokumentiert werden. Eine Reihe der aufgestellten Webereigeräte stammt aus Maschinenfabriken Schlesiens oder des Sudetenlandes. Die Textilbetriebe Südböhmens arbeiteten hauptsächlich für das österreichische Heer. Die Uniformen hatten eine Vielfalt an Farben und Aussehen, ganz anders als heute, wo es nur „feldgrau“ gibt.

Ein weiteres wichtiges Kapitel beschäftigt sich mit den großen Baumwollspinnereien, wie der Linzer Wollzeugfabrik, der Pottendorfer Spinnerei oder der für unser Gebiet wichtigen Schwechater Baumwollfabrik. Die Schwechater Cotton-Fabrik hatte in der Zeit von ca. 1750 bis 1820 in Waidhofen an der Thaya im heutigen Gerichtsgebäude ein Werkamt für das nördliche Niederösterreich eingerichtet. Es standen hier an die 20000 Spinner und Weber unter Vertrag. Der Radius dieses Waidhofner Werkamtes umfaßte das ganze obere Waldviertel sowie das Gebiet unseres nördlichen Nachbarn bis

Telč (Teltsch). Damals entstanden die vielen Niederlassungen der sogenannten „Kleinhäusler“ in der Region, und zwar ganze Siedlungen wie zum Beispiel in Hoheneich oder der Ort Rottenbach, ein Straßendorf zwischen Vitis und Hirschbach.

Da die Baumwolle nach Waidhofen transportiert werden mußte, hier verteilt wurde und weil die gefertigte Ware wieder eingesammelt und zur Endverarbeitung nach Schwechat kam, gab es viele Fuhrleute, die sich als Spediteure ihr Brot verdienten. Diese Fuhrleute, die mit von Pferden oder Ochsen gezogenen bespannten Plachenwägen über die staubige Landstraße holperten, brauchten wiederum Einkehrgasthäuser mit Stallungen und Futter für die Zugtiere. So ist es erklärlich, daß Waidhofen einstmals, bei einer Einwohnerzahl von rund 2000, eine beachtliche Anzahl Fuhrleute und an die 19 Gasthäuser und zwei Hotels in ihren Mauern hatte.

Die großen Spinnereien und Cottonfabriken um Wien nützten die niedrigen Arbeitslöhne und die gewissenhafte Arbeit der Waldviertler Bevölkerung. Nicht nur die Männer fanden Beschäftigung, sondern auch Frauen und Kinder, die „das Spinnen“ besorgten. Aus Protokollen der „kaiserlichen Inspektoren“ wissen wir, daß Männer wegen ihrer groben Hände infolge der Arbeit in Feld und Stall, nur für die groben Gespinste brauchbar waren. Durch die schwere Arbeit wurden die Kinder krumm oder trugen andere körperliche Schäden davon. Dadurch war die männliche Jugend „vielfach nicht mehr heerestauglich“, wie aus den Erhebungsprotokollen hervorgeht.

Schwierige Zeiten für die Hausweber brachen nach dem Niedergang der Schwechater Baumwollfabrik herein. Die Konkurrenz der Fabriken, die rundum entstanden, drängte die Hausweberei immer mehr zurück. Die Hausweber versuchten zwar um 1850 den Zusammenschluß zu einer Webereigenossenschaft, konnten ihre Lage aber nicht verbessern. Um den Webern zu helfen, machte die Handels- und Gewerbekammer in Wien im Jahr 1864 der Stadt Waidhofen an der Thaya das Anerbieten, hier zur Heranbildung tüchtiger Webereiarbeiter eine Webschule zu errichten: „Im Bezirk sei die Weberei schon lange stark verbreitet, und der Großteil der Bevölkerung fände durch sie ihren Erwerb.“ Die Stadtväter Waidhofens hatten zu einer Textilschule innerhalb ihrer Stadt nicht das nötige Vertrauen und lehnten das Anerbieten ab. Als bessere Standorte schlugen sie Groß Siegharts, Heidenreichstein, Vitis, Kirchberg/Walde oder Schrems vor, „da dort die Weberei noch besser verwurzelt sei“. Die Schule kam schließlich nach Neubistritz und wurde von den Webereifaktoren-Söhnen aus dem Bezirk Waidhofen/Thaya, zu dem damals noch die Städte Schrems, Gmünd, Heidenreichstein und Litschau zählten, besucht.

Die grenzüberschreitende Ausstellung „Kulturen an der Grenze“ war als letzte Station in Niederösterreich in Waidhofen an der Thaya. Der Wanderteil war in den Geschäftsräumen der ehemaligen Eisenhandlung Theodor Roth aufgestellt, der Lokalteil hingegen im „Ersten Waldviertler Webereimuseum“ im Museumsgebäude in der Schadekgasse 4 und wurde von Frau Dr. Leopoldine Hohn vorbereitet.

*Eduard Führer*

### **Das Museumsgebäude als Adventkalender**

23 Fenster und ein Tor hat das Gebäude des Museums in Waidhofen/Thaya, Schadekgasse 4. Dieser Umstand gab dem stets kreativen Obmann des Museumsvereines, KR Walter Biedermann, bereits im Dezember 1994 die Idee, die Fenster des Hauses für Bilder eines Adventkalenders zu verwenden. Um es vorwegzunehmen, das Vorhaben wurde verwirklicht und war in Waidhofen „das Ereignis“ schlechthin. Für jedes der Fenster des Museums wurde auf aufgespanntem Pergamentpapier eine Darstellung, ein Symbol oder ein Ornament angefertigt. An der Gestaltung der Bilder nahmen zahlreiche Künstler der Umgebung Waidhofens teil, und zwar die akademischen Maler Mag. Franz Dörner, Prof. Maria Hofstätter, Prof. Emil Jaksch, Prof. Oswald Liebhart, weiters Maria Altrichter mit Schulklassen, Karl Jakubec sowie eine Reihe kunstsinniger Hobbymaler. Von Dezemberbeginn an kam jeden Tag ein neues Fenster dazu, das täglich in der Zeit von 17.00 bis 20.00 Uhr von innen beleuchtet wurde. Schließlich gelangte im Eingangsbereich am 24. Dezember eine große Krippe zur Aufstellung. Damit war der Museumsadventkalender komplett. Aus jedem Fenster erstrahlte eine far-

benfrohe Darstellung. Der Adventkalender des Museums wurde von der Bevölkerung mit Freuden aufgenommen. Viele Schaulustige pilgerten täglich zur Abendzeit zum Museumsgebäude in der Schadekgasse, um die Bilder zu bestaunen.

*Eduard Führer*

### **40-Jahr-Jubiläum der Musikschule**

Zum Auftakt der 40 Jahr-Feiern der Musikschule konnten Kulturbegosteerte einen außergewöhnlichen Abend im Kulturschlößl genießen. Das vom jugendlichen Lehrkörper dargebotene Musikprogramm war heiter-locker, von Mozart über Albert Reiter bis zu Swing und Jazz, Dir. Hassler führte souverän durch den festlichen Abend. „Niederösterreich ist nicht nur das burgenreichste, sondern auch das Bundesland mit den meisten Musikschulen“, erläuterte Mag. Swoboda als Vertreterin der Landesregierung, „und Waidhofen hat in Niederösterreich einen ganz besonderen Stellenwert!“

Anschließend wurde die Festschrift sachkundig von Ricarda Schrey, der Verfasserin, vorgestellt. Besonderer Dank galt am Ende der Veranstaltung Franz Part und Karl Bernhart für die künstlerische und photographische Umsetzung des Jubiläumsthemas mit den Schülern des Gymnasiums. Zusätzlich unterstützte Franz Part die Aktion mit einem Benefizverkauf von zehn „Originalparts“. Innerhalb kürzester Zeit wurden 10000 Schilling Erlöst, welche den Schülern zugute kommen werden.

*Neue NÖN/Waidhofner Zeitung, 29. 2. 1996*

#### *Waldviertel*

### **Die „Venusfahrt“ als Tourismus-Zeitreise des 20. Jahrhunderts zurück ins Mittelalter 1200 km langer Donau-Alpen-Adria-Kulturpfad führt auch durch das Waldviertel**

Im Jahr 1240 zog der berühmte steirische Ministeriale, Politiker und Minnesänger Ulrich von Liechtenstein (um 1200 bis 1275) mit prunkvollem Gefolge von Slowenien über Italien und Österreich bis nach Český Krumlov/Krumau. Vorauseilende Herolde verkündeten die Ankunft des als Frau Venus verkleideten Minnesängers Ulrich von Liechtenstein und forderten die besten Ritter und Adligen — darunter auch Hadmar von Kuenring, Wolfger von Gars und Otto von Maissau — zum ehrenvollen Kampf mit Frau Venus auf, je ein Speer sollte im Tjost verstoßen werden. 13 Jahre später wiederholte Ulrich diese spektakuläre Reise als „König Artus“, und Herzog Friedrich II. ritt ihm bei Wiener Neustadt zur Begrüßung entgegen. Seine abenteuerliche Venusfahrt zeichnete Ulrich von Liechtenstein im sogenannten „Frauendienst“ — dem ersten deutschsprachigen Roman in Ich-Form — auf. Dieses um 1255 fertiggestellte, 1850 Strophen umfassende, einmalige Werk dient nun in den kommenden Jahren als Vorlage für ein von der EU mit einem jährlichen Budgetrahmen von 10 Millionen Schilling gefördertes Kultur-Tourismusprojekt von wahrhaftig europäischen Dimensionen. Der Mythos des Mittelalters und seiner Helden, die edlen Damen, Dichter, Minnesänger und Kämpfer sollen dem modernen Zeitreisenden in vielfältiger Form auf der berühmtesten Burgenstraße Mitteleuropas anschaulich nahegebracht werden. Dieser historische Erlebnispfad erstreckt sich über eine Gesamtlänge von 1200 Kilometern und umfaßt grenzüberschreitend nahezu 60 Burgenstädte und über 100 Herbergen in Österreich, Italien, Slowenien und Tschechien. Im gemeinsamen Zusammenwirken von Kulturverantwortlichen, Historikern, Touristikern, aber auch der ganzen Bevölkerung soll Ulrichs „Venusfahrt“ für den Gast lebendig und die eigene Geschichte präsentiert werden.

Routenführung: Slowenien: (Ankunft per Flugzeug in Brnik) — Kamnik/Stein — Radoljica — Skofia — Loka/Bischofslack — Ljubljana/Laibach — Predjama — Stanjel/St. Daniel — Branik/Reichenberg (Vipava/Vippach) — (Nova Gorica/Görz).

Italien: Gorizia/Görz — Cormons — Trieste/Triest — (per Schiff nach Venedig) — Treviso — Conegliano — Pordenone — Spilimbergo — (über Ragogna nach) Gemona.

Österreich: Finkenstein — Rosegg — (über Feldkirchen nach Liebenfels) — St. Veit — St. Georgen/Hochosterwitz — Friesach — Murau — Unzmarkt/Frauenburg — Judenburg — Bruck —

Kapfenberg — Krieglach — Krumbach — Neunkirchen — (über Berndorf nach Klosterneuburg) — Tulln — Krems — Eggenburg — Retz — Hardegg.  
Tschechien: (über Kleinhaugsdorf und Znojmo/Znaim nach) — Telč/Teltsch — über Trebronn/Wittin-  
gau nach — Český Krumlov/Krumau — (über Freistadt nach Linz-Hörsching).

Kontakte der Zwertler „Forschungsgemeinschaft Walther von der Vogelweide — ein Waldviertler“ mit den Venusfahrt-Veranstaltern haben die grundsätzliche Bereitschaft zu einer Einbeziehung der Stadt Zwertl und der vermuteten Heimat Walthers von der Vogelweide bei Zwertl in die Streckenführung ergeben, weitere Gespräche werden demnächst erfolgen.

Die Idee zu diesem außergewöhnlichen Tourismus-Projekt wurde an der Universität Klagenfurt geboren, ein neu gegründeter „Verein Venusfahrt“ mit Alfred Liechtenstein als Präsident — einem Nachfahren des berühmten Minnesängers Ulrich von Liechtenstein — wird die Arbeitsprogramme für die kommenden Jahre vorbereiten. Der Umfang und die Dynamik des Vereins erfordern eine professionelle Aufgabenführung und ein beträchtliches Maß an Erfüllungsleistung. Im Sinne des Beschlusses der Generalversammlung wurde vom Institut für Personalberatung, Hill International in Klagenfurt, die Position eines Projektleiters ausgeschrieben. Von den 18 eingelangten Bewerbungen wurde Mag. Heimo Bresztowanzky ausgewählt. Die „Venusfahrt“ mit Basisdaten und Basisangeboten wird sowohl als CD-ROM als auch in einem Handbuch in sechs Sprachen erscheinen, in den ersten Monaten des Jahres 1996 wird die Präsentation auch ins „Internet“ gehen.

Zielgruppe sind neben Europäern vor allem Gäste aus Übersee, denen erstmals auf so ungewöhnliche Weise die Vergangenheit des „Alten Kontinents“ präsentiert wird. So eröffnet die „Venusfahrt“ dem Gast nicht nur neue Dimensionen des Reisens und Entdeckens, sondern schließt auch eine gepflegte, traditionsbewusste Hotellerie und Gastronomie der Drei- bis Vierstern-Kategorie die ganze Strecke entlang mit ein. Urlauber und Abenteurer, die reisen wollen wie einst Ulrich von Liechtenstein, haben aber auch die Möglichkeit, in Burgen wie die Ritter zu schlafen, Turniere zu erleben und neben mittelalterlicher Musik auch die Speisen von damals und vieles andere kennenzulernen. Wer eine bestimmte Anzahl an Zielpunkten vorweisen kann, dem winkt die Teilnahme am jährlichen großen „Venus-Fest“ mit der feierlichen Ernennung der „Venus-Ritter“.

*Walter Klomfar*

*Weitra*

### **Realitätsnaher „Bockerer“ Aufführung der Laienbühne begeisterte Premierenpublikum**

„Super, perfekt.“ Mit diesen Worten verließ das zahlreich erschienene Premierenpublikum von „Der Bockerer“ den Volksheimsaal. Die Laiengruppe „Bühne Weitra“, die im Vorjahr mit „Ein Schatz liegt zu Weitra“ erstmals auftrat, hatte am 21. Oktober Premiere mit der tragischen Posse „Der Bockerer“.

Die Erwartungen der Zuseher waren groß, da Schauspieler wie Karl Merkatz und Otto Schenk in dieser Rolle glänzten. Egon Haumer, der in Weitra die Hauptrolle spielt, übertraf aber alle. Er spielte nicht die Rolle des Bockerers, er lebte sie! Für die Zuseher war die vierstündige Vorstellung ein Genuß. Das heikle Thema der NS-Zeit wurde realistisch bis ins Kleinste nähergebracht. So durften neben Original-Plakaten auch Lampions mit Hakenkreuz nicht fehlen.

Heitere Szenen und ergreifende Situationen, die den Zuschauern die „Gänsehaut“ bescherten, brachten die Problematik in den Familien während des Zweiten Weltkrieges perfekt näher. Großartig waren die Leistungen der übrigen Darsteller, wie Elisabeth Gall als Binerl, die Gattin des Bockerers, Konrad Ernstbrunner als Sohn Hans oder Walter Wallner als Freund Hatzinger usw., ebenso auch von Josef Newerkla, der Regie führt.

Karl Bockerer gab allen etwas zum Nachdenken mit nach Hause: „Wir alle müssen aufpassen wie ein Luchs, damit so etwas nicht mehr passiert“.

*Karin Pollak, Neue NÖN/Gmünder Zeitung, 27. 10. 1995*

## **Tourismus-Region zerfällt Das Ysper-Weitenttal trennte sich vom Wachauer Verband**

Noch in dieser Woche soll die Scheidung über die Bühne gehen, nicht vor dem Bezirksrichter, sondern vor dem Tourismusverantwortlichen des Landes. Die Region Wachau-Nibelungengau zerfällt. Übrigbleiben werden die beiden Verbände Ysper-Weitenttal und Wachau-Nibelungengau. Die Ehe ist nach drei Jahren gescheitert. Der Tourismusverband Ysper-Weitenttal mit Obmann Möhsl aus Laimbach an der Spitze wird sich wieder dem Waldviertel zuwenden. Am Montag sind in Gmünd dafür die Weichen gestellt worden.

Vor gut drei Jahren hat sich das Ysper-Weitenttal Richtung Wachau orientiert. Das neue Tourismusgesetz des Landes hatte dies notwendig gemacht. Mindestens zwei Verbände müssen zusammenarbeiten, damit sie als Region anerkannt werden und auch Geld vom Land zurückbekommen. Sven Hauer, der Regions-Geschäftsführer, wollte bereits damals die Wachau und den Nibelungengau formell trennen, damit dann die zwei Verbände als Region anerkannt wurden. Dies wurde vom Land abgelehnt, daher ist Ysper-Weitenttal mit der Wachau diese „Ehe“ eingegangen.

„Wenn zwei nicht mehr miteinander können, dann sollen sie sich scheiden lassen“, argumentiert LAbg. Karl Moser. Für Sven Hauer, den Verbandsgeschäftsführer und gleichzeitig auch Regionsgeschäftsführer, war Moser die treibende Kraft für eine Trennung. Gestritten wurde, wie in vielen Ehen auch, um das liebe Geld. Die Gemeinden heben von den Beherbergungsbetrieben die Regionaltaxe ein und liefern sie dem Land ab. Das Land stellt das Geld wieder der Region zur Verfügung (Bedingung: mindestens zwei Verbände müssen eine Region bilden).

Wegen der ungleichen Nächtigungsziffern hat das Ysper-Weitenttal nur 160000 Schilling eingenommen und die Wachau mit dem Nibelungengau mehr als 1,5 Mio. Schilling. Dieses Ungleichgewicht hat zu Spannungen zwischen den Wachau- und den Waldviertler-Gemeinden geführt. Außerdem hat die Wachau die Verbandsgelder in die Region eingebracht. „Das machen wir nicht“, sagt LAbg. Moser, „wir zahlen nur das, was die Region für uns leistet“ (Kataloge).

Ausschlaggebend für die Trennung war auch das schlechte Abschneiden der Waldviertler Gemeinden im Vorjahr. Lag der Nächtigungsrückgang im Verband Wachau-Nibelungengau bei 5,3 Prozent, so mußte der Verband Ysper-Weitenttal einen Rückgang bei den Nächtigungen um 13,1 Prozent verbuchen.

Vorerst ohne Partner soll der Verband Wachau-Nibelungengau ab Jahresmitte weiterbestehen. Das Land hat trotzdem die Regionaltaxe (ohne gesetzliche Grundlage) dem Verband zugesagt.

*Karl Lahmer, Neue NÖN/Melker Zeitung, 13. 3. 1996*

### *Zwettl*

## **Architekturausstellung im „Gwölb“ vereinigt gleich drei Kulturkreise**

Zum internationalen Künstlertreffpunkt avanzierte am Samstag, dem 21. Oktober, die Stadt Zwettl. Alfred Karas präsentierte die Ausstellung „Union zwischen Architektur und Kunst“ in seiner „Kloanen Galerie im Gwölb“, welche sich als passendes Ambiente, auch für diese in Zwettl erstmalige Ausstellungskonzeption, erwies.

Kulturstadtrat Mag. Werner Reilinger betonte in seiner Eröffnungsrede den internationalen Charakter dieser Ausstellung, bei der anglikanischer, romanischer und slawischer Kulturkreis sich vereinigen. Architekt Peter Bleier von der Technischen Universität Wien stellte die Arbeiten von Yuri Alexandrovich Vasilyev, Maler und Designer aus St. Petersburg (Rußland), von Simon Hatcher, Architekturstudent an der University of Portsmouth (England), und von Max Göschl, Architekturstudent an der Technischen Universität Wien, aus der Sicht des Architekten vor. Er unterstrich die Notwendigkeit sowohl in Kunst als auch Architektur, sich nicht nur vom Äußeren leiten zu lassen, sondern sich aktiv in dieses Metier hineinzudenken.

Zu der Vernissage sind auch Leute aus Dänemark, Griechenland und Deutschland neben den Ausstellern extra nach Zwettl gereist. Auch viele Zwettler bekundeten ihr Interesse, und es entwickelten sich sehr rege Fachgespräche. Die ausgestellten Bilder, Photographien und Architekturprojekte bieten eine Vielfalt künstlerischen Schaffens, und es ist zu hoffen, daß diese Ideen auch das gebaute Architekturgeschehen in unserer Region fördern.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung 27. 10. 1995*

### **Walther-Denkmal am Neuen Markt?**

Seit dem letzten großen Internationalen Walther von der Vogelweide-Symposium in Zwettl im Oktober des Vorjahr wurde die Theorie, daß die Heimat des Minnesängers im Waldviertel liegt, weiter bekräftigt. Der international anerkannte Wissenschaftler und Walther-Forscher Prof. Thum aus Karlsruhe äußerte damals im Rahmen seines Vortrages die Zuversicht, „daß aufgrund der Forschungsergebnisse der letzten Zeit eines Tages doch noch in Zwettl ein Walther-Denkmal errichtet“ werde.

Gewissermaßen als „Denk-Anstoß“ anlässlich der geplanten Umgestaltung des Neuen Marktes hat zum Jahreswechsel nun auch der Zwettler Verein „Forschungsgemeinschaft Walther von der Vogelweide — ein Waldviertler“ das Thema aufgegriffen und auf die kulturelle Bedeutung und die Faszination eines solchen Denkmals auf den Tourismus hingewiesen.

Eine gute Idee, die aber freilich nicht neu ist: Bereits 1993 hat Ehrenfried Teufl in einem in der NÖN veröffentlichten Leserbrief (23/93) angeregt, die Forschungsergebnisse über die Geburtsstätte des Minnesängers bei der Gestaltung des Zwettler Hauptplatzes künstlerisch umzusetzen. So schlug er damals u. a. vor, von zeitgenössischen Künstlern bzw. Bildhauern Konzepte eines Brunnens oder Denkmals für Walther ausarbeiten zu lassen.

Nun, der Hauptplatz ist fertig, vielleicht bekommt Walther am Neuen Markt nun doch noch ein Denkmal . . .

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 18. 1. 1996*

*Stift Zwettl*

### **Stiftsturm: Schäden weniger dramatisch als angenommen**

Die Kirchenfassade des Stiftes Zwettl, Wahrzeichen der Waldviertler Region, wird auch weiterhin grau-schwarz bleiben. Nach Gesteinsuntersuchungen wurde die Vermutung, die Fassade sei aus Granit gefaßt und bemalt, revidiert. Den Verwitterungsschäden will man jetzt nicht mit Kalkschlämmen, sondern auf chemischem Weg beikommen. Das waren Details eines Sanierungsberichtes des Stiftes, der kürzlich in einer Sitzung des Renovierungs-Kuratoriums erörtert wurde. Über Ausmaß der Schäden am sanierungsbedürftigen Stift brachten die Untersuchungen in einigen Bereichen „Entwarnung“: Der bedrohlich erscheinende Riß im Chorumgang scheint durch ein Erdbeben oder durch Spannungen im Gebäude entstanden zu sein. Er gilt den Experten aber keineswegs als gefährlich. Der Riß soll jetzt fachgerecht verschlossen werden.

Abgeschlossen ist die Sanierung der Sandsteinfiguren auf der Fassade, die bei Beginn der Arbeiten im Frühsommer 1995 bereits abzustürzen drohten. Jetzt soll die Salvatorstatue auf dem Turmhelm mittels Hubschrauber abgenommen und renoviert werden. Entgegen ersten Prognosen sollen die Restaurierungsarbeiten an einem der bedeutendsten Kulturdenkmäler des Waldviertels weniger aufwendig als zuerst befürchtet werden. Der Finanzbedarf liege im laufenden Jahr bei 10,4 Millionen Schilling, die von Stift, Land, Bund, Gemeinde und Diözese aufgebracht werden. Die Bevölkerung trägt dazu einen guten Teil bei: Innerhalb eines Jahres sind 2,8 Millionen Schilling gespendet worden. Das Land Niederösterreich hat die Gelder verdoppelt. An dieser Praxis werde man auch weiter festhalten, versicherte Landeshauptmann Dr. Erwin Pröll.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 28. 3. 1996*

### **Abt Paulus Winkelbauer: „Die Einheit ist nicht gelungen...“**

„Ich habe versucht, mit gutem Beispiel voran zu gehen und dadurch einige in die Gemeinschaft einbinden zu können. Das ist leider nicht gelungen.“ So Dr. Paulus Winkelbauer. Am 28. März hat der Abtpräses der Österreichischen Zisterzienserkongregation, Abt Gerhard Hradil, Heiligenkreuz, Dr. Winkelbauers Resignation als Abt des Stiftes Zwettl angenommen.

Dr. Winkelbauer begründet seinen Rücktritt gegenüber der NÖN: Ein Kleriker im Stift und ein Kaplan außerhalb des Stiftes (bis 1994 Novizenmeister) „haben eine Clique gebildet, versucht, alles anzuschaffen, haben den Abt kritisiert und schlecht gemacht. Ich war dagegen hilflos, weil die Klostergemeinschaft nicht hinter dem Abt gestanden ist.“ Dr. Winkelbauer überlegt nun außerhalb des Stiftes, ob er im Orden bleiben wird. Als ehemaliger Religionsprofessor und pensionierter Religionsfachinspektor sei er wirtschaftlich unabhängig.

Dr. Winkelbauer, 66, wurde am 5. Juli 1993 zum 67. Abt des Stiftes gewählt. Jetzt führt die Mönchsgemeinschaft Prior Gregor Pichl mit zwei Administratoren. In spätestens 60 Tagen muß ein neuer Abt oder ein Administrator gewählt und anschließend von Abtpräses Hradil bestätigt werden.

*Neue NÖN/Zwettler Zeitung, 4. 4. 1996*

# Buchbesprechungen

Karl Gutkas, **Austria Imperialis**. Auf den Spuren der Habsburger in Österreich (St. Pölten: Schuber & Franzke Verlag 1995) 224 Seiten, durchgehend illustriert, öS 365,—

Was ist ein armer Schlucker? Was verbindet Schloß Blühnbach mit Sarajevo? Wieviele Orte im Waldviertel kann man mit den Habsburgern in Verbindung bringen? Antwort auf diese und viele andere Fragen zum Thema Habsburger findet man im neuen Buch von Karl Gutkas, dem Doyen der niederösterreichischen Landesgeschichtsschreibung.

Konzipiert ist das Buch als Reiseführer zu den Wirkungsstätten der Habsburger in Österreich. Diesem Prinzip folgt der Aufbau des Buches. In der Einleitung wird die Geschichte der Familie in großen Zügen dargestellt. An eine Stammtafel der Dynastie schließen sich 25 vorzüglich gelungene Kurzporträts bedeutender Habsburger an.

Die einzelnen Habsburger-Orte sind anschließend — nach Bundesländern geordnet — alphabetisch angeführt. Bei jedem Bundesland wird einleitend kurz die Landesgeschichte umrissen, aus der sich schon die Bedeutung für die Habsburger ablesen läßt. Der wahre Schatz des Buches eröffnet sich erst demjenigen, der die einzelnen Stadt-, Orts-, Kloster- oder Schloßbeschreibungen liest. Nach einem geschichtlichen Abriss folgt die detaillierte Beschreibung der Örtlichkeiten, die in Beziehung zu den Habsburgern stehen. Dabei beeindruckt die historische Genauigkeit, die liebevolle Darstellung historischer Ereignisse und Begegnungen, häufig angereichert durch Anekdoten oder „Geschichterln“, die eine Einordnung in die großen historischen Zusammenhänge ermöglichen. Ein wesentlicher Bestandteil sind die den Text sinnvoll illustrierenden Bilder. Meist werden die zum Ort passenden Habsburgerpersönlichkeiten, alte Ansichten oder moderne Fotografien verwendet. Diese umfassende Darstellung wird noch abgerundet durch touristische Informationen — z. B. Öffnungszeiten von Museen und Schlössern samt Telefonnummern —, durch Hinweise auf weitere Sehenswürdigkeiten in der Umgebung sowie durch einen Verweis auf den anschließenden Kartenteil. Die Bedeutung des Ortes für die Habsburger wird schließlich auch noch durch ein bis fünf Kronen symbolisiert. Naturgemäß liegt der Schwerpunkt auf Wien, dessen Sehenswürdigkeiten allein ein Viertel des Textes umfassen.

Den Schlußteil bildet eine Österreich-Landkarte im Maßstab 1 : 500 000, in der die beschriebenen Orte durch eine gelbe Markierung hervorgehoben werden. Abgeschlossen wird dieses vorzügliche Werk durch ein Register, das Personen-, Orts- und Objektnamen erfaßt.

Nun zur „Lösung“ der eingangs gestellten Fragen: Hinter dem sprichwörtlich gewordenen „armen Schlucker“ verbirgt sich der Wiener Maurermeister Philipp Schlucker, der 1782 bis 1787 die Mauer um den Lainzer Tiergarten errichtete und sich dabei so mit den Kostenvoranschlägen verspekulierte, daß er bankrott wurde (S. 181). Im Blühnbachtal schoß Erzherzog Franz Ferdinand 1913 einen weißen Hirschen. Dem Aberglauben nach mußte der Schütze innerhalb eines Jahres sterben. Dies war auch mit der Ermordung am 28. Juni 1914 in Sarajevo der Fall (S. 86). Insgesamt sieben Orte werden mit den Habsburgern im Waldviertel in Verbindung gebracht: Altenburg, Artstetten, Hardegg, Krems, Luberegg, Persenbeug und Zwettl.

Dieses Buch — das zu Recht von der Österreich-Werbung unterstützt wurde — ist allen historisch Interessierten, nicht nur „Habsburg-Nostalgikern“, sehr zu empfehlen.

*Clemens Weber*

Brigitte Mazohl-Wallnig, **Von Ostarrichi zu Österreich**. Ein historischer Bilderreigen (Salzburg-München: Verlag Anton Pustet 1995) 168 Seiten mit 106 Farbtafeln und 100 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 240,—

Ein Buch ganz im Trend der Zeit: Ein Jubiläumsbuch für 1000 Jahre Österreich — geschrieben von einer Historikerin — zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter — illustrierte Geschichte mit

besonderer Berücksichtigung der Frauengeschichte — angeschlossene Quizfragen (Wettkampfprinzip oder Spieltrieb) — das alles soll „Lust auf Geschichte machen“ (S. 9).

Die Autorin ist o. Univ.-Prof. für österreichische Geschichte an der Universität Innsbruck und stützte sich auf viele gute Vorarbeiten sowie auf die Diathek zur Geschichte des Mittelalters an dieser Universität und auf die von ihr ebendort angelegte Erweiterung durch die „neuzeitliche“ Diathek (S. 7). Die „Basis von exakter und quellennaher historischer Forschung“ ist gewährleistet (S. 9).

Die Geschichte Österreichs wird in 100 Bildern in zehn Schwerpunktkapiteln dargestellt. Jedem Bild ist mit Text eine Seite eingeräumt (ausgenommen sechs doppelseitige Bilder). Der erste Schwerpunkt ist natürlich die Geschichte von „Haus und Herrschaft“. — 1. Bild: die Ostarrichi-Urkunde mit dem Untertitel: „Die Legende von Ostarrichi und die Macht der Historiker.“ Das letzte Bild in diesem Abschnitt stellt die Unterzeichnung des Staatsvertrages dar. Der Bilderbogen führt weiter mit „Österreich in Europa“, „Recht und Ordnung“, „Krieg und Frieden“ usw. bis zum letzten Themenschwerpunkt „Alltagskultur“. Das letzte Bild des Buches zeigt das Auto Austro-Daimler 6, konstruiert von Ferdinand Porsche. Der letzte Satz des historischen Bilderreigens lautet: „Dem Kult ums eigene Auto hat man sich mit Leib und Seele verschrieben — nur noch 19 % der Ausgaben werden für Nahrungsmittel verbraucht, 16 % hingegen für das Auto.“

Zwei Beispiele seien für die Einbeziehung der Frauengeschichte angeführt: Im Schwerpunktthema „Krieg und Frieden“ (S. 60) erfährt man von der „unerschrockenen Tiroler Freiheitskämpferin Baronin Therese von Sternbach — nicht ganz so berühmt wie ihr Landsmann Andreas Hofer“. Das Foto des Abschlußjahrganges von 1898 des Grazer Mädchenlyzeums illustriert die Geschichte der Mädchenerziehung.

Die Lokalhistorikerin bzw. den Lokalhistoriker des Waldviertels wird es freuen, daß der grundherrschaftliche Gerichtssaal im Schloß Greillenstein als Illustration von „Wirtschaft und Herrschaft — die adelige Grundherrschaft“ gewählt wurde.

Die Bilder sind von unterschiedlicher Größe und Qualität. Das Textbild ist bisweilen gewöhnungsbedürftig (häufige Worttrennungen am Ende der Kurzzeilen).

Die Quizfragen — je drei pro Abschnitt bzw. Bild — können leicht beantwortet werden.

Es folgen noch Erklärungen zu den Abbildungen sowie der Bildnachweis und die Auswahlbibliographie. Auf der letzten Buchseite gibt es zusätzlich erläuternde Bemerkungen und drei nicht ganz (?) ernst gemeinte Quizfragen.

*Marianne Hubalek*

**Die Burgenforschung und ihre Probleme.** Ergrabung — Konservierung — Restaurierung. Symposium, veranstaltet vom Bundesdenkmalamt, Abteilung für Bodendenkmale, in Krems an der Donau vom 3. bis 5. November 1992 (= Fundberichte aus Österreich, Materialhefte, Reihe A, Heft 2, Wien 1994) 160 Seiten mit 161 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 350,—

Die Burgenforschung hat seit dem vorigen Jahrhundert immer wieder Perioden besonderer Intensität erlebt; es war wohl ursprünglich die Emotion, die mit dem Anblick dieser „Zeugen“ der Vergangenheit verbunden war, welche für derartige Bemühungen die Voraussetzung gebildet hat. Schon daraus ergibt sich, daß zu verschiedenen Zeiten verschiedene Interessen bei der Burgenforschung im Vordergrund standen.

In unserem Jahrhundert war es zunächst die Erfassung möglichst aller bekannten, genannten oder vorhandenen Objekte, ihre Erschließung — so weit das möglich war — durch Pläne sowie die aus urkundlichen und anderen schriftlichen Nachrichten gewonnene Darstellung der Geschichte. Daraus erwuchsen dann „Burgenkarten“ und „Burgenarchive“, Übersichten und Raster für die Erforschung der Burgen, schließlich auch mehr oder weniger umfangreiche Darstellungen der Burgen, Schlösser und Ruinen eines Landes. Für das Land unter der Enns sind in diesem Zusammenhang — um nur wenige zu nennen — die Namen Georg Binder, Rudolf Kreutzbruck, Adalbert Klaar, Werner Hödl, Felix Halmer, Karl Lechner und Rudolf Büttner erwähnenswert. Lediglich Karl Oettinger hat gegen 1950 in einem Beitrag darauf hingewiesen, daß zu diesen Forschungen auch die Methoden der „Mit-

telalter-Archäologie“ hinzuzurechnen wären, damit ein vollständiges Bild von der Geschichte und der Bedeutung der Burgen (und Ruinen) entworfen werden könnte. Seine Anregungen sind aber in Österreich durch längere Zeit nicht beachtet worden. Mit dem Aufschwung der „Mittelalterarchäologie“ hat nun auch die Burgenforschung neue Impulse erhalten, ohne daß die älteren Aufgabenstellungen schon in annähernder Vollständigkeit erfüllt und gelöst wären. Man ist in vielen Fällen immer noch auf die alten Kreuzbruck-Pläne angewiesen, und auch die von Klaar gezeichneten Burgen- und Schlösserpläne sind nicht immer als ganz exakt zu bezeichnen, obschon sie gegenüber Piper und Kreuzbruck doch sehr erhebliche Fortschritte markieren.

Es ist aber noch etwas hinzugekommen. Das, was vor fast siebenzig Jahren Felix Halmer zum Einstieg in die Burgenforschung bewegen hat, nämlich die Frage der Erhaltung von Ruinen und Burgen (es war die Ruine Starhemberg am Fuß der Hohen Wand, die für ihn auslösendes Moment wurde und ihn zur Gründung eines entsprechenden Vereines veranlaßte, der den weiteren Verfall hintanhaltend sollte), wurde immer mehr zu einer Aufgabe, die von lokalen Vereinen (Fremdenverkehrsverein), zeitweise aber auch von einem niederösterreichischen „Burgen- und Schlösser-Erhaltungsverein“ (Dr. Kranner) wahrzunehmen versucht wurde, die aber derart umfangreich geworden ist, daß sie weit über derartige amateurhafte Bemühungen hinaus reicht. Und je mehr die Burgenarchäologie, also die Ausgrabungstätigkeit in Ruinen, zunimmt, desto deutlicher verbinden sich die beiden Aufgaben miteinander: Was geschieht mit den freigelegten Mauerresten?

Prekär wird diese Aufgabe durch mehrere Momente: a) durch die Bemühungen um Nutzung solcher Baulichkeiten, die z. T. doch recht verwegene Eingriffe bedingen; b) aufgrund der romantischen Rekonstruktion von „Burgen“ aus Ruinen; c) durch Geldmangel, der durch das Fehlen ehrenamtlicher Mitarbeiter, die bereit sind, kontinuierlich Erhaltungsmaßnahmen zu treffen, verstärkt wird; d) durch Verwendung neuer Baumaterialien, wie Beton oder polymerisierende Materialien, bei den Erhaltungsbemühungen.

Nun ist die Burgenarchäologie ein junger Wissenschaftszweig, der durch eine gewisse Unsicherheit und viele Probleme gekennzeichnet ist. Fachlicher Austausch, Überlegung der Gegebenheiten und Möglichkeiten, Abwägen der Aufgaben tun daher not. Dem allen wollte das von mehreren Institutionen (zum Denkmalamt kamen noch das Kremser Institut für Realienkunde sowie die Österreichische Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte hinzu) getragene und in dem hier anzuzeigenden Band dokumentierte Symposium dienen. So stand die Information, gerade über ausländische Erfahrungen im Vordergrund. Von den Verfassern der Beiträge wirken nur sechs in Österreich, 13 aber in anderen Ländern. Das bedeutet natürlich, daß der unmittelbar auf Österreich bezogene Teil des Sammelbandes der kleinere ist. Mit Anlagen in Niederösterreich beschäftigen sich vor allem der erste und der letzte Beitrag im Band. Der erste bildet einen Überblick über den „Forschungsstand der Burgenarchäologie“, der von Mitarbeitern des Vereines ASINOE gestaltet wurde. Der letzte Beitrag ist der Bericht über die Exkursion der Teilnehmer am Symposium zur Burgruine Gars, wobei anhand der dabei gewonnenen Eindrücke die Probleme der Erhaltung, Erforschung, Bewahrung und Nutzung eines großen — und sowohl burgenkundlich wie landesgeschichtlich durchaus wertvollen und bedeutenden — Objektes erörtert werden. So werden in diesen Beiträgen die Burg in Gars, die Ruine in Sachsendorf, der Tabor von Gars, die Hochburg von Hardegg, die Burg von Imbach, die ehemalige Burg auf dem Johannesberg bei Harmannstein und die Burg von Rehberg im Kremstal behandelt, soweit es sich um Burgen im Waldviertel handelt. Zum Teil sind es lediglich Verweise auf die vorhandene Literatur, zum Teil handelt es sich um ausführlichere Darstellungen. Aus ihnen geht aber ein wissenschaftliches Problem hervor, das sich überall dort stellt, wo es literarische Überlieferung und archäologische Entdeckungen nebeneinander gibt: Wie gehören diese beiden Teile der Erkenntnismöglichkeit zum Objekt und seiner Geschichte zusammen, wie werden sie angemessen miteinander verbunden, welche Korrekturen und gegenseitigen Ergänzungen gibt es? Diese Verquickung erfordert die gemeinsame Arbeit von Historikern und Archäologen. Das ist in diesem Band doch wohl nicht in genügendem Maße geschehen.

Das aber stellt auch schon sein einziges Manko dar. Es war eben eine Arbeitsgruppe von Archäologen und Denkmalpflegern, die sich in Krems getroffen und über ihre Erfahrungen berichtet hat.

Und es ist faszinierend, was da berichtet worden ist. Der Band stellt Fragen, die die Restaurierung, die Rekonstruktion betreffen, wie sie eben typische Probleme der Denkmalpflege sind, freilich auch durch die Besonderheiten der Erhaltung von großen Objekten ihre gewaltige Zuspitzung erfahren. Der Band gibt Aufschluß — und dafür sind vor allem die ausländischen Beiträge wichtig —, welche Erkenntnisse die Archäologie oder auch nur die Bauforschung (Verputz, Mauerungstechnik) für die historische Erfassung beibringen kann, und er lenkt die Aufmerksamkeit ein wenig von den „späten“ Burgen des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit weg auf die historisch mindestens so interessanten Burgen des 11. und 12. Jahrhunderts.

Nicht alles ist leicht zu lesen, die guten Abbildungen machen es aber doch möglich, ihm zu folgen (gibt es nicht Möglichkeiten, Pläne so zu gestalten, daß sie auch in der schwarz-weißen Reproduktion noch in ihren Inhalten entziffert werden können?). Das, was man dem Band wünschte, ist die Verbreitung unter denen, die sich Gedanken über die Erhaltung der Wehrbauten des Mittelalters machen bzw. machen müssen, sowie unter denen, die deren fremdenverkehrsmäßige Nutzung beabsichtigen — sie könnten daraus erfahren, worum sie sich doch kümmern sollten. Denn über alle Nutzung bleibt doch das Erfordernis dringend, das Objekt (den Wehrbau) in seiner Authentizität zu erhalten. Dafür einzutreten, ist ein wesentliches Anliegen des Bandes, der aber auch den Historikern reiche Informationen geben kann.

*Gustav Reingrabner*

**Rainer A. Müller, Der Fürstenhof in der frühen Neuzeit** (= Enzyklopädie deutscher Geschichte, Bd. 33, München: Oldenbourg Verlag 1995) 131 Seiten, broschiert, öS 232,—

Die frühneuzeitlichen Fürstenhöfe als Orte politischer, sozialer und symbolischer Interaktion und Repräsentation sind — angeregt nicht zuletzt durch die vieldiskutierten, bereits in den dreißiger Jahren verfaßten, aber erst seit dem Ende der sechziger Jahre breit rezipierten Bücher des Soziologen und Historikers Norbert Elias<sup>1)</sup> — in den letzten Jahrzehnten verstärkt in den Mittelpunkt des Interesses von Wirtschafts-, Sozial-, Wissenschafts- und Mentalitätshistorikern, Kunst-, Theater-, Musik- und Literaturwissenschaftlern getreten. Die neuere Forschung hat mit der an der Zusammenstellung von Kuriositätenkabinetten interessierten älteren, von bürgerlich-liberaler, später auch sozialistischer Adels-, Fürsten- und Hofkritik getränkten „Kulturgeschichte“ nur noch wenig gemeinsam. Es geht ihr vielmehr um eine vorurteilslose Bestandsaufnahme und die Analyse der inneren Logik und Rationalität der auf den ersten Blick von „sinnloser“ Verschwendung und Luxuskonsum geprägten „höfischen Gesellschaft“. Der anzuzeigende Band in der mittlerweile bestens eingeführten Reihe „Enzyklopädie deutscher Geschichte“ ist eine willkommene Orientierungshilfe in der bereits sehr umfangreichen Literatur und bietet gleichzeitig knappe und zuverlässige Informationen über zahlreiche Aspekte des Themas, die Fürstenhöfe auf dem Gebiet des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.

Der Bogen des ersten Teils („Enzyklopädischer Überblick“) spannt sich von den mittelalterlichen Grundlagen des Hofes und den Einflüssen der spätmittelalterlichen und Renaissancehöfe in Burgund, Italien, Spanien und Frankreich auf die deutschen Höfe und den Kaiserhof über die Verschränkung von Hofstruktur und Behördenorganisation, Hofdienst und Staatsdienst — „Hofdienst“ bedeutete weitgehend auch ‚Staatsdienst‘. Die Institution ‚Hof‘ war staatlicher Regierungssitz einerseits und fürstlicher Haushalt andererseits.“ (S. 18) —, den Hof als Sozial- und Wirtschaftssystem, als Zentrum von Kunst und Wissenschaft bis zum höfischen Fest („Plaisir“) und zur höfischen Schloß- und Gartengestaltung.

<sup>1)</sup> Norbert Elias, Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie (Darmstadt-Neuwied 1969; Taschenbuchausgabe Frankfurt/M. 1983, 1994; hervorgegangen aus einer Frankfurter Habilitationsschrift von 1933); ders., Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde. (erstmalig 1939 erschienen; 2. Aufl.: Bern 1969; Taschenbuchausgabe Frankfurt/M. 1993-1994).

Im zweiten Teil („Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“) stellt der Autor zunächst wichtige schriftliche „Hof-Quellen“ vor (Fürstenspiegel, Hausväterliteratur und Fürstentestamente, Regimentstraktate und Regierungslehren, Zeremonienliteratur und Hofkalender, Reiseliteratur, Memoiren, Gesandtenberichte etc.) und behandelt in einem eigenen Abschnitt die zeitgenössische Hofkritik. Sodann werden, im Rahmen einer Rekapitulierung der Forschungsgeschichte, einige klug ausgewählte „Grundprobleme der Forschung“ knapp und kenntnisreich skizziert. Abschließend werden — vielleicht allzu kursorisch (auf nur einer Seite) — „Typologisierungsvarianten“ (im Sinne von Idealtypen) für die annähernd 300 bis 350 deutschen Höfe der frühen Neuzeit vorgestellt.

Der dritte und letzte Teil verzeichnet die Titel und bibliographischen Daten von insgesamt 430 — bzw. maximal 429, denn N. Elias' „Höfische Gesellschaft“ kommt zweimal vor, und zwar nicht die neueste, sondern die 2. und die 5. Auflage von 1975 und 1981 (Nr. 103 und 104) — einschlägigen Quellen (sowohl alte Drucke als auch Editionen) sowie Büchern und Aufsätzen zum Thema. Bei Julius Bernhard von Rohr, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft Der großen Herren (Berlin 1729; Nr. 28 der Bibliographie) fehlt ein Hinweis auf den 1990 erschienenen Nachdruck der Auflage von 1733. Ronald G. Aschs hervorragende Münsteraner Habilitationsschrift von 1991 („Der Hof Karls I. von England“; Nr. 193) liegt seit 1993 im Druck vor. Bei Nr. 251: „R. Topka, Der Hofstaat Kaiser Karls VI., 1799“ handelt es sich um eine Mystifikation. Gemeint ist offenbar die gleichbetitelt, ungedruckte Wiener Dissertation von Rosina Topka aus dem Jahre 1954. Auf Lücken in einer Auswahlbibliographie hinzuweisen ist keine Kunst; es sei daher unterlassen.

Eine Reihe von (Druck-)Fehlern sollte in einer eventuellen zweiten Auflage korrigiert werden, insbesondere die folgenden: Das berühmte königliche Schloß östlich von Paris liegt im Bois de Vincennes (nicht „Vancennes“ [S. 16]). Der Vorstand der fürstlichen Speisekammer war der Zehrgadner (nicht „Zehrgeber“ [S. 20]; von Zehrgaden = Speisekammer). Die „(Geheime) Konferenz“, die den zahlenmäßig zu sehr aufgeblähten Geheimen Rat als wichtigstes Regierungsorgan ablöste, wurde am Wiener Hof keineswegs erst 1709 geschaffen (S. 28), sondern bereits gegen 1670. Das Bistum Würzburg bzw. das Würzburger Domkapitel war kein „Hofstift“ (S. 32), sondern ein Hochstift. Den Begriff „Deutsches Reich“ (S. 33, 41, 43, 62, 63 u. ö.) oder „deutsches Reich“ (S. 41) würde ich für die frühe Neuzeit nicht benützen. Die erste Auflage von Wolf Helmhard von Hohbergs „Georgica curiosa“ ist nicht 1582 erschienen (S. 58), sondern 100 Jahre später. Das monumentale Palais Černín (Czernin) auf dem Prager Hradschin wurde nicht „in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts“ gebaut (S. 64), sondern von 1669 bis 1720. Der berühmte Gartenarchitekt Ludwigs XIV. hieß nicht „de Nôtre“ (S. 64), sondern Le Nôtre (oder Lenôtre). Auf S. 86 muß es heißen „De incertitudine [. . .] scienciarum [. . .]“ statt „De incertudine [. . .]“. Der Titel des weitverbreiteten Handbuchs des spanischen Jesuiten B. Gracián lautet nicht „Oráculo manuale“ (S. 87), sondern „O. manual“. Der berühmte (1979 gestorbene) amerikanische Soziologe hieß Talcott Parsons, nicht „Parson“ (S. 98).

Das Buch dürfte unter Zeitdruck entstanden sein, was mitunter zu Schlampigkeiten in der Zitierweise geführt hat. Ein Beispiel: Heinz Duchhardt hat in die von ihm besorgte Edition „Politische Testamente und andere Quellen zum Fürstenethos der frühen Neuzeit“ (Darmstadt 1987) auch das Politische Testament des Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. von Brandenburg aus dem Jahre 1667 aufgenommen. Darin findet sich der folgende Satz: „Nehmet Euch auch woll in acht, das Ihr nicht gar zu weitleuftige Hofstadt haltet, sondern ziehet denselben nach Gelegenheit der Zeitt ein [. . .].“ Bei Rainer Müller ist das Testament, wohl infolge eines Druckfehlers, in das Jahr 1647 verlegt. Der zitierte Satz sieht bei ihm so aus (S. 80): „Nehmet Euch wohl in acht, das Ihr nicht gar zu weitleuftige Hofstadt haltet, sondern ziehet denselben nach Gelegenheit der Zwiitt ein . . .“

Diese Beobachtungen könnten angesichts der nicht mehr überblickbaren Bücherflut zu grantigen Bemerkungen Anlaß geben, in denen die Wörter Qualität und Quantität vorkämen . . . Trotzdem: Das Buch kann angehenden „Höflingen“ durchaus als kleines „Handorakel“ und Vadecum empfohlen werden.

*Thomas Winkelbauer*

Wolfgang von Hippel, **Armut, Unterschichten, Randgruppen in der frühen Neuzeit** (Enzyklopädie deutscher Geschichte, Band 34, München, R. Oldenbourg Verlag 1995) 161 Seiten, gebunden öS 531,—, broschiert öS 233,—

Der vorliegende Band, ein weiterer wertvoller Beitrag zu der verdienstvollen Reihe des Oldenbourg-Verlages, stellt in äußerst kompetenter und umfassender Weise die im Titel genannten sozialen Gruppen vor.

Der Autor geht im ersten großen Kapitel, dem enzyklopädischen Überblick, auf Begriffsbestimmung und Sachverhalte ein; daran schließt sich ein Abschnitt über Massenarmut und Hungerkrisen an, bevor von Hippel auf Unterschichten, gegliedert in städtischen und ländlichen Bereich, Gesinde, Heimarbeiter und Militär, eingeht. Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit Randgruppen: Bettler und Vaganten, Gauner und Räuber, Unehrlische, Juden und Zigeuner. Von Hippel verabsäumt es auch nicht, auf die Probleme bei obrigkeitlicher Armenvorsorge, die zwischen Fürsorge, Kontrolle und Repression anzusiedeln ist, hinzuweisen.

Das zweite Überkapitel bringt — der üblichen begrüßenswerten Konzeption dieser Reihe folgend — einen Überblick über Grundprobleme und Tendenzen der Forschung; hier werden alle im ersten Kapitel getroffenen Feststellungen und angesprochenen Probleme noch einmal aufgegriffen und in vertiefender Weise erörtert.

Ein sehr ausführliches Quellen- und speziell Literaturverzeichnis schließen das Werk ab.

Trotz des beschränkten Platzes versteht es der Autor des vorliegenden Bandes in bewundernswerter Weise, dem Leser die allgemeine Problematik, die schichtenspezifischen Unterschiede einzelner Unter- bzw. Randschichten, die zeittypischen Umstände (Hungerkrisen), die u. a. für das Absinken in die Unterschicht verantwortlich gemacht werden können, sowie ansatzweise die regionalen Unterschiede, die aber hauptsächlich aus der Forschungslage resultieren, anschaulich vor Augen zu führen. Natürlich kann von Hippel nicht auf einzelne Ereignisse oder Personen eingehen, schließlich ist der Band ein Überblickswerk allgemeinen Charakters: So sucht man hier vergeblich Ausführungen zu Räuberhauptmann Grasel oder anderen Räuberbanden (auch des bundesdeutschen Gebiets).

Die räumliche Eingrenzung erfolgte, so der Autor im Vorwort (S. 2), auf den deutschsprachigen Raum; hierzu gilt es festzuhalten, daß der Schwerpunkt der Untersuchung auf das Gebiet der seinerzeitigen BRD gelegt wurde. Dies mag durch die ausführliche Quellen- sowie Forschungslage begründet sein; österreichische Spezifika werden ebenso wie österreichische oder Österreich betreffende Literatur kaum berücksichtigt.

Das vorliegende Werk wird sicher von jedem Interessierten, wenn auch Sozial- (und Wirtschaftsgeschichte) nicht im Mittelpunkt seines Interesses stehen, mit Gewinn gelesen werden.

*Martina Fuchs*

Joachim Angerer/Lois Lammerhuber, **Mensch Mönch**. Leben im Kloster (Innsbruck-Wien: Tyrolia-Verlag 1995) 208 Seiten mit 120 Farbbildern, Großformat, Leinen mit Schutzumschlag, öS 680,—

Ein beliebter Trick der Rhetoriker ist es, das Interesse der Zuhörer durch persönliche Erzählungen zu erregen oder wachzuhalten. Als brillanter Redner weiß Joachim Angerer dies natürlich, und er wendet es in diesem herrlichen Bildband auch äußerst erfolgreich an. Denn sein Text ist keine „Schreibe“, sondern eine anregende, immer wieder neu fesselnde Plauderei. Und der rote Faden ist (auch wenn es umfangmäßig gar nicht so sehr ins Gewicht fällt) seine geschickt auf den ganzen Band verteilte Biographie. So wie den Autor selbst lernt der Leser bzw. Bildbetrachter noch viele andere konkrete Persönlichkeiten kennen, den 84jährigen Bruder Methodius in Jerusalem beispielsweise und den Lilienfelder Abt Norbert (S. 38) ebenso wie die Schwestern Ruperta und Hedwig aus dem Kloster Kellenried in Deutschland etwa. Wenn das Buch auch „Mensch Mönch“ heißt, steht dahinter unausgesprochen doch auch der Titel „Mensch Nonne“. Denn der Bildband widmet sich proportional gleichwertig auch den Nonnen (und das nicht nur wegen der ansprechenden Photos). Die dargestell-

ten Mönche und Nonnen stehen dabei exemplarisch für die Menschen, welche den künstlerisch mehr oder weniger großartigen Klosterbauten Leben verleihen, und so ist auch der — auf den ersten Blick etwas schockierende — Titel des Buches zu verstehen: es handelt sich um Menschen in ihrer individuellen Vielfalt, zusammengehalten aber durch die klösterlichen Gelübde und die bewußte Gottbezogenheit ihrer Lebensgestaltung.

Joachim Angerer ist einem breiten Kreis von Lesern als Verfasser von Klosterbüchern bekannt. Und man kann es fast nicht glauben, aber der Autor weist selbst darauf hin, daß bereits fünfzehn Jahre vergangen sind, seit sein „Klösterreich“ erstmals erschienen ist. Die „Wirrnisse und Verunsicherungen“ (S. 20) in der Kirche haben seither zugenommen und — auf unser Waldviertler Stift Geras bezogen — ein „Umgestaltungsprozeß in und um das Kloster“ (S. 80) hat stattgefunden. Die allgemeinen Personalprobleme lassen den Abt aber nicht resignieren, sondern motivieren ihn vielmehr: „Unsere Abtei besteht seit 1153, d. h. fast 850 Jahre lang ununterbrochen, für die nächsten 850 Jahre versuchen wir die Grundlage neu zu legen“ (S. 81).

Der Autor versteht es, das Klosterleben so anschaulich zu schildern, daß man meint, einer gut geleiteten Führung bzw. einem anregenden Vortrag über das Klosterleben beizuwohnen. Noviziat und Profeß werden erklärt, die Ämter und Strukturen beschrieben, die einzelnen Orden charakterisiert. Dabei wird die Geschichte nicht vernachlässigt, und sogar das trockene Kirchenrecht in lesbarer Form skizziert. Und jeder Leser findet das, was er sucht — der distanzierte Stiftsbesichtiger ebenso wie der Historiker und der am aktuellen kirchlichen Geschehen Interessierte, aber auch der gerade in ein Kloster eingetretene Novize. (Das Kapitel „Die Stunde meiner Berufung“, S. 81 ff., sollte geradezu zur Pflichtlektüre aller in ein Kloster Eintretenden erklärt werden.)

Es sind „meist sehr eigenwillige Menschen“ (S. 132), die in den Klöstern der verschiedenen Orden leben. Ihr Grundsatz ist: „In serviendo consumo — im Dienen verzehre ich mich.“ Das heißt aber gleichzeitig: Ich finde Erfüllung und „Selbstverwirklichung“ (S. 92). Die Bereitschaft zum Dienen aber erfordert Opfer, doch „der Verzicht steht in keinem Verhältnis zu dem, was einem geschenkt wird“ (S. 93). Diesen — unserem Zeitgeist diametral entgegengesetzten — Sachverhalt in einer glaubwürdigen Form dargestellt zu haben, ist ein besonderes Verdienst des Autors.

Das alles wird dem Leser in Form eines persönlichen „munteren Gespräch(es)“ (S. 106) dargeboten. Nicht langweilig aufgebaut, sondern interessant mit einem einfachen „ich war . . . dabei“ (S. 185) und zahlreichen aktuellen Bezügen, auch eingeleitet mit einer „Geschichte zum Schmunzeln“ (S. 134). Und der entschuldigend gedachte Satz „Ich weiß, ich schweife oft ab“ (S. 107) stellt sich letztlich als Qualitätsmerkmal heraus.

Der Autor, der nicht nur Theologie und Musikwissenschaft, sondern auch Griechisch, Latein und Geschichte studiert hat, schmückt seine Plauderei auch gelegentlich mit einer lateinischen Wendung aus, was nicht nur nicht stört, sondern — aufgrund der gleich folgenden ansprechenden Übersetzung — ausgesprochen wohltuend wirkt, und seine Belesenheit (oder sein solider Zettelkasten) zeigt sich durch unaufdringlich eingestreute Zitate — nicht nur von Benedikt und Augustinus, sondern auch von Reinhold Schneider, Ludwig Wittgenstein, Christine Busta, Le Corbusier, Antoine de Saint Exupéry und Martin Buber. Und daß „Mein Abt“ von Luise Rinser seinerzeit auch der Abt von Joachim Angerer gewesen ist, findet wiederum der Literaturwissenschaftler recht interessant.

Daß der Geraser Abt in diesem Buch auch Waldviertler Persönlichkeiten hervorhebt, darf in dieser Zeitschrift nicht unerwähnt bleiben. „Unser“ Kräuterpfarrer Hermann Josef Weidinger und sein Kräutergarten in Harth werden natürlich erwähnt (S. 63, 88), ebenso wie der Senior der Geraser Kommunität, der 85jährige Gelehrte Ambros Pffiffig (S. 63), und deren früherer Abt Isfried Franz, der „Vorgänger in Eibenstein und Geras“ des Autors, und älteren Waldviertlern noch gut in Erinnerung. Nicht ausgelassen ist auch Propst Ulrich Küchl von Eisgarn, von dem wir erfahren, daß er sich eines Kompositionsauftrages des „Carinthischen Sommers Ossiach“ für eine Kirchenoper „mit großer Bravour“ entledigt hat (S. 34). Das ganzseitige Photo des Zwettler Kämmerers P. Maximilian bei der Jause aber charakterisiert diesen nicht nur recht sympathisch, sondern wirkt auch ausgesprochen appetitanregend (S. 94).

Damit ist die Rezension endlich beim Bildteil angelangt. Lois Lammerhuber vorzustellen ist wohl nicht mehr nötig. Seine Bildbände sind weitbekannt, und im vorliegenden Buch begegnet man auch dem einen oder anderen Photo aus diesen. Daß der Bildteil erst jetzt erwähnt wird, hat nichts mit einer Wertung zu tun — Textteil und Bildteil sind kongenial gestaltet, und deren glückliche Kombination macht den besonderen Wert des Buches aus.

Lois Lammerhuber ist ein perfekter Landschaftsfotograph. Hier jedoch dominieren die Innenaufnahmen und die Porträtphotographie. Und es scheint, daß sich Lammerhuber dabei selbst übertrifft. Es handelt sich weitgehend um doppelseitige Bilder, für deren perfekte Abstimmung der italienischen Druckerei (hängt das mit der Lira-Abwertung zusammen?) ein besonderes Lob gebührt.

Gruppenphotos vermitteln beeindruckend die Klosteratmosphäre, etwa das Bild von der geistlichen Lesung im Kreuzgang des Stiftes Zwettl (S. 10/11) oder das vom Chorgebet im Zisterzienserkloster Lilienfeld (S. 96/97) oder jenes von der Meditation in der Benediktinerinnen-Abtei St. Erentraud in Kellerried in Deutschland (S. 12/13). Die Aufnahme vom Innenhof des Domklosters in Fritzlar in Deutschland wiederum stellt die im angeregten Gespräch über den Klosterhof gehenden, offensichtlich zwei verschiedenen Generationen angehörenden Chorherren wirkungsvoll hinein in ein von den strengen Formen des gotischen Klosterbaus gleichermaßen wie durch die wilde Ungezügeltigkeit der Naturschönheiten des Klostergartens geprägtes Ambiente (S. 18/19). Und aus der Legende des Bildes erfährt der Leser, daß dieses 1803 aufgelassene Kloster seit 1989 ein von Geras abhängiges Prämonstratenserpriorat ist. Wie dann Pfarrer Anton Schmid (ein Ehrenkanoniker von Geras) in der Stiftskirche der ehemaligen Prämonstratenser-Reichsabtei Schussenried in Deutschland einer offensichtlich sehr aufgeweckten Schulklasse die biblischen Darstellungen des Chorgestühls erklärt, verleiht den abgebildeten historischen Miniaturen neues Leben. Die Kinder dazu gebracht zu haben, sich so zu verhalten, daß jedes einzelne eine kleine Persönlichkeit darstellt, geht sicher nicht nur auf den Pfarrer, sondern auch auf den Photographen zurück (S. 22/23). Der Redaktion der St. Pöltner Kirchenzeitung „Kirche bunt“ hat das Photo jedenfalls so gefallen, daß es dieses als Titelbild verwendet hat (Nr. 5 vom 4. Februar 1996).

Bei den Bildern von Gebäuden und Menschen handelt es sich vorwiegend um Aufnahmen aus österreichischen, deutschen und tschechischen Klöstern, aber auch Photos aus Jerusalem und dem russisch-orthodoxen Bereich sowie solche aus Spanien, der Dominikanischen Republik und Indien erweitern das Bildangebot.

„Wir scheuen uns nicht, dem Mönch oder der Nonne ins Gesicht zu schauen“, schreibt Joachim Angerer (S. 9), und Lois Lammerhuber hat dies in seinen schlechthin unübertrefflichen großformatigen Gesichtsaufnahmen genial realisiert (S. 66/67, 70/71, 74/75), sogar bis hin zum äußerst gewagten, nichtsdestoweniger durchaus geglückten Unterfangen, mit dem abgeklärten Gesicht einer Klosterfrau im Sarg den Satz aus der Regel des hl. Benedikt zu illustrieren: „Mortem cottidae ante oculos suspectam habere — den unberechenbaren Tod täglich vor Augen haben“ (S. 142/143).

Es gäbe noch viel zu schreiben — sowohl über den Text als auch über die Illustration. Auch nach einer ausführlichen Besprechung bleibt dem Leser bzw. Betrachter des Buches noch eine Fülle an Sehens- und Lesenswertem zu entdecken. Die Abfolge der Bilder von S. 152 bis 181 allein — um noch einmal konkret zu werden — ist eine Augenweide und ein Genuß. (Für den „Waldviertel“-Leser sei dabei besonders auf das dezente Gruppenphoto vom „bunten Malervolk“ bei der Arbeit in der Säulenhalle des Stiftes Geras — S. 176/177 — hingewiesen.)

Es fällt schwer, an einem so großartigen Buch auch etwas auszusetzen. Doch hätten einige Orthographie- bzw. Satzfehler (S. 30, 47, 54, 93, 115, 123) ebenso wie die durch die Computerisierung bedingte falsche Wort- bzw. Satzzeichentrennung (S. 89, 204) vermieden werden können, insbesondere die falsche Anwendung des scharfen ß, vor allem beim immer wiederkehrenden Wort „russisch“ (S. 52, 84, 113, 114, 117); und Teilhard de Chardin schreibt man nicht mit Th (S. 92).

Es sei mit Nachdruck betont, daß solche Lappalien für den Leser in keiner Weise eine Beeinträchtigung der Freude an dem Buch darstellen, der renommierte Tyrolia-Verlag (dem für die Herausgabe dieses Bildbandes ehrlich Dank gebührt) aber sei für eine durchaus zu erwartende Neuauflage auf diese kleinen Schönheitsfehler hingewiesen.

Nach all dem Gesagten könnte der Eindruck entstehen, trotz aller selbstkritischen Einschübe biete der in Aussage und Wirkung letztlich eine frohe Grundstimmung transportierende Bildband „eine viel zu positive, schön gefärbte Schau der Realität Kloster“. Doch Joachim Angerer entkräftet diesen Einwand mit der lapidaren Feststellung: „Ich darf sie aber immer noch täglich so erleben“ (S. 207). Und der Autor hätte anscheinend noch gerne weitergeschrieben. Denn trotz des Umfangs des Buches mußte noch vieles ausgespart bleiben. „Ein noch weites Feld bleibt also der Fortsetzung vorbehalten“ (S. 207). Joachim Angerer will offensichtlich die Reihe seiner Klosterbücher fortsetzen. Wir freuen uns schon darauf!

*Anton Pontesegger*

Georg Eder (Hg.), **In Gottes Namen fahren wir**. Ein Leitfaden für Wallfahrtsleiter und Wallfahrer (Salzburg: Arbeitskreis Wallfahrtsseelsorge 1995) 56 Seiten, öS 25,—  
Zu beziehen beim Pastoralamt der Diözese St. Pölten, 3100 St. Pölten, Klostersgasse 15.

Der Wallfahrtstourismus zählt zu den Sparten der Tourismusbranche, die in den vergangenen Jahren die meisten Zuwächse zu verzeichnen hatten. Zu einer gelungenen Autobuswallfahrt — in den meisten Fällen handelt es sich ja um eine solche — gehört aber nicht nur ein versierter, freundlicher Chauffeur, sondern vor allem ein geschickter Wallfahrtsleiter. Und den Männern und Frauen, die sich (meist mehr oder minder ehrenamtlich) für diese Funktion zur Verfügung stellen, will diese Broschüre nützliche Hilfestellung leisten.

Das Büchlein hat zwei konsequent durchgehaltene Zielsetzungen: erstens praxisbezogene Anregungen zu geben und zweitens hinzuführen zu einer zeitgemäßen spirituellen Gestaltung der Wallfahrt.

Unter der umsichtigen redaktionellen Leitung des Wallfahrtspfarrers von Maria Dreieichen, P. Robert Bösn er, geben erfahrene Wallfahrtsseelsorger praktische Hinweise für die Vorbereitung und Gestaltung einer Wallfahrt. P. Robert Bösn er schreibt einleitend über die Bedeutung der Wallfahrt und über deren Geschichte, bevor er an Hand der Beschreibung eines Wallfahrtstages auf das hinweist, worauf ein Wallfahrtsleiter bei der Organisation zu achten hat. Das reicht von der Einteilung der verschiedenen zu delegierenden Aufgaben (wie etwa Vorbeter sowie Lektor und Fürbittensprecher) über die geschickte Gestaltung der Autofahrt (mit einer gesunden Mischung von Meditation und persönlichem Gespräch) bis hin zum banal klingenden, aber durchaus notwendigen Hinweis, daß „ein erfahrener Wallfahrtsleiter . . . das nach einer längeren Autofahrt notwendige Aufsuchen einer WC-Anlage auf eine Station kurz vor dem gemeinsamen Gehen verlegen“ wird (S. 44).

Dem äußeren Wallfahrtsweg entspricht der „innere“, auf den der Liturgieprofessor Dr. Alois Hörmer in leicht verständlicher Weise hinweist. Der psychologisch fundierten jahrhundertelangen Erfahrung entsprechen die verschiedenen Formen, die zum Neuaufbruch hinführen sollen: zeitgemäße Gestaltung des Rosenkranzgebetes, des Kreuzwegs und der Litaneien sowie die „Wallfahrtsbeichte“ und als Höhepunkt die gemeinsame Meßfeier.

Meinungsforscher und Soziologen haben festgestellt, daß das Wallfahren „wieder in Mode gekommen“ ist, aber trotzdem — wie der Wallfahrtspfarrer von Mariazell, P. Karl Schauer, betont — „kein Modeartikel“ geworden ist (S. 49). Das Heftchen zeigt, wie Wallfahrten zeitgemäß und modern gestaltet werden können, wobei durchaus auch das Volksbrauchtum einbezogen werden kann und soll. Der Wallfahrtsleiter muß sich dabei aber bewußt sein, daß dieses „gleichzeitig ein Reichtum und ein Risiko“ ist. „Es wäre nämlich falsch und für das gläubige Mitleben mit der Kirche schädlich, wenn man unbedacht zuließe, daß äußeres Tun ohne Glauben Gegenständen eine Kraft zuschreibt, die sie nicht haben (Magie)“ (Alois Hörmer, S. 33).

Der Leser des Büchleins erkennt, daß es durchaus möglich ist, die uralten in den Menschen vorhandenen Sehnsüchte und Wünsche mit einer zeitaufgeschlossenen Religiosität zu verbinden. Und wie „aufgeklärt“ die Kirche dabei ist, zeigt deren Einstellung zu den neu entstehenden Wallfahrten und Andachten, mit denen sich DDr. Johannes Torelló von der Peterskirche in Wien auseinandersetzt. Die Kirche hält sich dabei an den Ratschlag, den der Mystiker Johannes vom Kreuz schon im

16. Jahrhundert gegeben hat, der lautet: „Vorerst nicht annehmen!“ (S. 36). Und wenn man bedenkt, daß „allein zwischen 1828 und 1971 . . . mehr als 200 angebliche Marienerscheinungen gemeldet“ wurden, ist dies auch durchaus verständlich (S. 35). Im Sinne der praktischen Zielsetzung der Broschüre gibt diese den Wallfahrtsleitern im Kapitel „Was ist zu tun in der Zeit vor einer kirchlichen Anerkennung“ aber auch Ratschläge, wie sie sich in diesem Fall verhalten sollen (S. 38 f.).

Betont wird auch die Stärkung des Gemeinschaftsbewußtseins durch das Wallfahren, und gerade wir Österreicher können dessen „völkerverbindende Auswirkungen“ besonders in Mariazell erleben, wo es selbstverständlich ist, „daß die verschiedenen Sprachen nicht trennen“ (S. 18). Genauso eindrucksvoll zeigen dies die Soldatenwallfahrten nach Lourdes, bei denen jährlich an die 20000 Soldaten aus ganz Europa zusammenkommen und auf die der Generalvikar der Militärdiözese Österreich, Rudolf Schütz, besonders hinweist: „Da erleben junge Männer, deren Großvätergeneration im Zweiten Weltkrieg noch aufeinander geschossen hat, wie der gemeinsame Glaube Grenzen, Sprachbarrieren und Vorurteile überwinden hilft“ (S. 19).

Wallfahrtspfarrer August Fuchsberger aus Bad Dürrnberg in Salzburg sieht das Wallfahren als Symbol für das „Unterwegssein“ (S. 53). Das Ziel aber ist der jeweils angestrebte Wallfahrtsort. Und da in dem überregional konzipierten Büchlein der Name Maria Dreieichen erfreulicherweise immer wieder aufscheint, wirbt es indirekt doch auch ein wenig für die zahlreichen Wallfahrtsorte im Waldviertel. In der Broschüre wird streng zwischen den Veranstaltungen des „gehobenen Tourismus“ (wie Ausflügen, Exkursionen und Kunstfahrten verbunden mit dem Besuch einer Wallfahrtskirche) und den eigentlichen Wallfahrten unterschieden. Aber auch im Rahmen dieser rigorosen Auslegung ist ein Besuch in einem der Waldviertler Stifte mit einer Wallfahrt nach Maria Dreieichen durchaus vereinbar. Und im Millenniumsjahr 1996 erscheint es dem Rezensenten legitim, damit (zugegebenermaßen etwas gewaltsam) eine Einbeziehung in das Projekt „Kulturpark Kämtal“ vorzunehmen.

*Anton Pontesegger*

Christine Klusacek/Kurt Stimmer, **Die Stadt und der Strom**. Wien und die Donau (Wien: Edition Wien 1995) 210 Seiten mit 47 Abbildungen, öS 368,—

Monographien über Städte gibt es viele. Über unsere Bundeshauptstadt ist in den letzten Jahren eine wahre Flut von mehr oder weniger guten Büchern und Bildbänden entstanden. Diese neueste Publikation nimmt sich ein Spezialthema heraus — die Beziehung zwischen der Stadt und dem Strom. Gemeint ist natürlich die Donau, deren linkes Ufer in Wien 23,71 km lang ist, das rechte hingegen mißt nur 19,15 km. Aus dem Klappentext erfahren wir bereits, daß am 7. Jänner 1894 der niedrigste Pegelstand mit 12 Zentimetern gemessen wurde, am 1. März 1830 der höchste mit 901 Zentimetern.

Es werden verschiedene Themenbereiche und Sachgebiete angeschnitten, die mit der Stadt und dem Strom zusammenhängen. Die Landschaft, die Urgeschichte und die ersten Brücken leiten historisch ein. Großen Raum nimmt die Regulierung der Donau im vorigen Jahrhundert ein. Interessant ist auch die Geschichte der Brücken, wobei die Reichsbrücke traurige Berühmtheit erreicht hat, weil sie am 1. August des Jahres 1976 eingestürzt ist. Es befanden sich — Gott sei Dank — nur zwei Fahrzeuge auf der Brücke, als sie um 4.55 Uhr früh in die Tiefe sank. „Nur“ ein Todesopfer war zu beklagen. Wenn man aber bedenkt, daß zur Hauptverkehrszeit stündlich bis zu 18000 Fahrzeuge über die Brücken rollen, dann kann man nur von großem Glück sprechen.

Berührend ist das Kapitel über den Friedhof der Namenlosen, wo die unbekanntenen Wasserleichen beigesetzt wurden. Die Gegend trägt den Namen „Sauhaufen“. Auch diese Toten sind nicht vergessen: am Sonntag nach Allerheiligen pflegen die Wiener Arbeiter-Fischer einen Brauch des Totengedenkens, indem sie ein Floß mit dem Modell eines Grabsteins, Kränzen und Blumensträußen und der Inschrift „Den Opfern der Donau“ in drei Sprachen in der Strommitte aussetzen. An diesem Tag werden auch viele Kränze und Blumen auf diesem eigenartigen Friedhof niedergelegt.

So erfahren wir in diesem Buch viele berührende, unbekanntene und natürlich auch wertvolle Aspekte der nicht immer spannungsfreien Beziehung einer Großstadt zu ihrem dazugehörigen Strom. Einer der größten unter den Musikern Wiens — Johann Strauß — setzte dem Fluß, der Stadt

und unserem Land mit dem „Donauwalzer“ ein Denkmal. Bislang unbekannt war dem Rezensenten, daß der Walzer in dem für die Monarchie unheilschwangeren Jahr 1866 geschrieben und im nicht minder ereignisreichen Jahr 1867 uraufgeführt wurde. Wir kennen die Geschichte vom schlechten Text. Die Autoren sind den verschiedenen Umtextierungen nachgegangen, und in diesem Kapitel ist ihnen auch der Druckfehlerteufel zum Verhängnis geworden. Der Walzer mit dem uns bekannten Text „Donau so blau, durch Tal und Au wogst ruhig du hin, dich grüßt unser Wien!“ wurde nicht, wie im Buch angegeben, 1980, sondern 1880 bei einer Liedertafel des Männer-Gesangs-Vereins aufgeführt. Dies ist mir als einziges Negativum neben der einheitlich blaßgraugrünen Färbung sowohl der alten Stiche und Fotos wie auch der modernen Bilder aufgefallen. Dies paßt für alte Bilder und Repros ganz gut, bei zeitgenössischen Fotoaufnahmen ist diese Farbgebung meines Erachtens nicht vorteilhaft.

*Erich Broidl*

Peter Michael Lingens, **Begegnungen** (Wien: Verlag Kremayr & Scheriau 1995) 304 Seiten, öS 348,—

Der Schutzumschlag zeigt die Photos von Gerd Bacher, Harry Belafonte, Franz Jonas, Bruno Kreisky, Thomas Muster, Sir Karl Popper, Helga Rabl-Stadler und Helmut Zilk. Diese interessante Mischung zeigt schon, was den Leser erwartet. Und in keinem einzigen Fall wird er enttäuscht.

Denn es ist ein ausgesprochen spannendes Buch. In einem brillanten Stil zeigt der Autor jeweils den Menschen, der hinter den hier skizzierten 27 mehr oder minder bedeutenden, jedenfalls aber irgendwie herausragenden Personen steht. Er hat exakt recherchiert oder kennt die Porträtierten persönlich. Auch seine eigene Mutter ist darunter. Manche sind einem nach der Lektüre sympathischer als vorher, manche unsympathischer. Nicht aufgrund einer tendenziösen Charakterisierung — obwohl der Autor mit seiner Meinung nie hinter dem Berg hält —, sondern einfach, weil man nun mehr weiß und vieles besser versteht.

Lingens ist nämlich auch ein hintergründiger Psychologe — und das gibt den Skizzen — so nennt sie der Autor — ihre besondere Note und fasziniert, auch wenn sein „gesteigertes Interesse am Phänomen Vaterlosigkeit“ (S. 10) etwas überstrapaziert wird.

Warum haben die Österreicher Bruno Kreisky so verehrt? Was treibt Simon Wiesenthal zu seinen Aktionen? Worin besteht die schiere Unbesiegbarkeit des Thomas Muster? Und warum wird ein Mensch zu einem Kriminellen? Aber auch: Warum wurde der Nationalsozialismus — von dem oft die Rede ist — so mächtig?

Der Autor versteht es, die Leser zu packen. Die Szene, wie ein unsicherer Fred Sinowatz als neuer Unterrichtsminister den ihn mit einer „negativ getönte(n) Neugier“ erwartenden Beamten gegenübertritt, oder jene, wie Hugo Portisch unfreiwillig, aber souverän aus der Redaktion des „Kurier“ Abschied nimmt, oder die, wie Helga Rabl-Stadler mit 21 Jahren erstmals die Bekanntschaft ihres gerade zum Generalintendanten des ORF ernannten Vaters Gerd Bacher macht, vergißt man nicht so schnell wieder. Das ist so gekonnt geschrieben, wie es eben nur ein exzellenter Journalist wie Peter Michael Lingens kann.

Das Buch ist eine Sammlung von im „Profil“, in der „Wochenpresse/Wirtschaftswoche“, im „Sportmagazin“ und im „Standard“ erschienenen Beiträgen. Aber so lange auch manche zurückliegen, so aktuell sind sie noch heute.

Ein besonderes und uneingeschränktes Lob gebührt auch dem Lektor bzw. der Lektorin. Kein einziger Druckfehler und nicht ein falsch gesetzter Beistrich stören die Lektüre. Das ist heute schon selten.

Peter Michael Lingens hat das Buch „Begegnungen“ genannt. Er hatte die Möglichkeit, so interessanten Menschen wie den hier charakterisierten zu begegnen. Das Buch läßt den Leser diese Begegnungen miterleben. Wer am aktuellen Geschehen bzw. an der Zeitgeschichte interessiert ist, sollte sich dies nicht entgehen lassen.

*Anton Pontesegger*

Berndt Anwander, **Wiener Museumsführer**. Band I. Klein-, Sonder- und Fachmuseen. Von Asparn 1809 bis zum Zieglmuseum (Wien: Falter Verlag 1995) 400 Seiten mit 130 Abbildungen, öS 348,—

In den letzten Jahren sind für Niederösterreich — wie für Österreich überhaupt — eine ganze Reihe von Büchern und Broschüren erschienen, die — regional oder sachlich geordnet — Übersichten über die vorhandenen Museen bieten. Nun ist ein solcher Band, der durch viele Bilder von Thomas Reinagel, die sich durch ihre Qualität und die instruktive Art der Inhalte sehr positiv auszeichnen, geschmückt und — im wahrsten Sinn des Wortes — „illustriert“ ist, auch für Wien erschienen. Sein Inhalt ist aus dem Titel zu erkennen. Er soll also anscheinend nur einen Teil des ganzen Unternehmens darstellen. Es wird freilich nirgendwo gesagt, was dann der 2. Teil (oder wieviele noch kommen sollen) enthalten wird: Ob dann die großen Museen, also die Bundesmuseen, das Historische Museum der Stadt Wien u. a., behandelt werden sollen?

Dieser Band enthält also die kleineren Museen, und zwar ganz unabhängig von der Rechtsträgerschaft und der Ausdehnung der Öffnungszeiten.

Anwander sucht zu gliedern und vermeidet damit eine schematische Aufzählung in alphabetischer Reihenfolge. Nach einleitenden Betrachtungen, die auch das Film- und das Pop-Museum behandeln, kommen „Berufsgruppen-, Berufsmuseen“, unter denen auch das Wiener Kriminalmuseum und die Sammlung des Marktamtes der Stadt Wien genannt sind, dann folgen „Geschichtsmuseen“, zu denen auch das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes gehört, weiters (7) „kirchliche Museen“, (6) „medizinische Museen“, „Personenmuseen“, „Technikmuseen“ und schließlich eine große Gruppe (mit 22 Institutionen), die als „andere Sammlungen“ bezeichnet werden, und unter denen sich recht bedeutende Sammlungen wie die im Geymüller-Schlößl untergebrachte „Sammlung Sobek“ oder das Niederösterreichische Landesmuseum befinden. Die Künstlergedenkstätten werden ebenso wie die — in jedem Wiener Bezirk existierenden — Bezirksmuseen lediglich summarisch und durch einige Bilder nach einer kurzen Einleitung behandelt.

Wer immer einen solchen Band zusammenstellt, der weiß, wie mühsam es ist, die erforderlichen Angaben zu sammeln, wieviel Zeit erforderlich ist, die Sammlungen zu besichtigen, denn hingehen muß man auch dann, wenn es Informationsblätter oder Führer durch die Sammlungen gibt.

Dem Verfasser — und seinem Fotografen — ist ein gutes Werk gelungen. Der Führer ist ansprechend, instruktiv, freilich eher für ein Lesen zuhause denn als Orientierungshilfe bei einem Besuch geeignet, er ist gut ausgestattet und enthält weitestgehend richtige Auskünfte und Darstellungen. Er unterscheidet sich auch durch seinen eher feuilletonartigen Stil von manchen Büchern, die lediglich in nüchternster Weise Objekte und Quadratmeter aufzählen. Die für einen Besuch notwendigen Angaben, wie Öffnungszeiten, Telefon und Anschrift, sind jeweils enthalten. Schade ist vielleicht, daß die Personen, die die Sammlungen betreuen und die gegebenenfalls als Führer zur Verfügung stehen, kaum namentlich angeführt werden. Viele der kleinen Museen sind in ihrer Thematik derart spezialisiert und auch in ihrer musealen Aufbereitung nicht immer so gestaltet, daß man ohne sachkundige Führung kaum das alles erkennen kann, was da an Wissen und Informationen gesammelt ist.

Die Frage, mit der man das Buch aus der Hand legt, bezieht sich nicht unmittelbar auf seinen Inhalt, sondern geht darüber hinaus: Sie wird aber durch einige Bemerkungen des Verfassers in seiner Einleitung angeregt, der da meint, aus dem Buch könne man auch erkennen, welche Museen in Wien noch nicht vorhanden seien, also in Zukunft noch eingerichtet werden könnten. Das ist eben die Frage, ist es wirklich sinnvoll, das Leben weiter zu musealisieren? Ist die Vergangenheit und das, was man von ihr erforscht bzw. aufgehoben hat, nur mehr über solche Einrichtungen vermittelbar? Daraus ergeben sich natürlich ganz andere Probleme, wie die nach der Menge der erhaltbaren und finanzierbaren Museen, nach ihrer Aufgabe und ihrem Nutzen. Diese Fragen weisen aber über den Inhalt des Bandes weit hinaus. Die Fragen betreffen eben nicht nur Wien und seine „Museumslandschaft“, sondern auch — *mutatis mutandis* — das Waldviertel.

Als Vorbild für ähnliche Unternehmungen, als Orientierungshilfe und auch im Sinne der zuletzt gestellten Fragen ist der Band sehr zu empfehlen.

*Gustav Reingrabner*

Johannes Twaroch, **Literatur aus Niederösterreich**. Von Frau Ava bis Helmut Zenker. Bibliographie (Horn-Wien: Ferdinand Berger und Söhne 1993) 248 Seiten, öS 198,—

Mit der vorliegenden Bibliographie ist das Werk „Literatur aus Niederösterreich. Von Frau Ava bis Helmut Zenker“ vorläufig abgeschlossen. Zu den Autoren, die Johannes Twaroch in seinem 1984 erschienenen „Handbuch“ und dem 1985 folgenden „Lesebuch“ der niederösterreichischen Literatur zurechnete, liegt nun eine zusammenfassende Darstellung der Primär- und Sekundärliteratur vor. Wie in den beiden ersten Bänden geht der Verfasser dabei von einem denkbar offenen Ansatz aus: jede Verbindung mit Niederösterreich, sei es durch Geburt, Sterbeort, (zeitweiligen) Wohnsitz oder Niederösterreich-Bezug im Werk, berechtigt zur Aufnahme. Der Begriff Literatur wird dabei sehr weit gefaßt, auf eine kritische Wertung wird verzichtet. Der Verfasser erhebt nicht den Anspruch, eine lückenlose Bestandsaufnahme vorzulegen, sondern will einen ersten Versuch wagen, Niederösterreich als literarischen Raum im Längsschnitt auszuleuchten. Diesem verdienstvollen Unternehmen tut es wenig Abbruch, daß die Auswahlkriterien bei der Sekundärliteratur zu bekannten Autoren wie Franz Kafka und Hermann Broch unklar bleiben; wer sich über diese informieren will, kann auf umfangreiche Spezialbibliographien zurückgreifen. Wo aber sonst fände er rasch Information über Literatur zu Ignaz Castelli, Johannes Wolfgang Paul und Alois Vogel? Es bleibt zu wünschen, daß gerade die Bibliographie zur *Literatur aus Niederösterreich* viele Neuauflagen erleben möge.

Maria Vogler

Manfred Greisinger, **Regionalpolitik der Zukunft: Das Waldviertel-Management** (Wien: Club Niederösterreich 1995) 72 Seiten, 19 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 48,—

Seit der Gründung des Waldviertel-Managements im Jahr 1982 hat sich das Image des Waldviertels entscheidend verändert. Aus einer belächelten „Hinterwäldler-Region“ ist innerhalb weniger Jahre eine „Vorzeige-Region“ europäischen Ranges geworden. Das Verdienst dieses Entwicklungsprozesses ist überwiegend den charismatischen Fähigkeiten eines Adi Kastner zuzuschreiben, der 1982 vom damaligen Landeshauptmann Siegfried Ludwig zum Waldviertel-Beauftragten des Bundeslandes Niederösterreich bestellt wurde. Der Charakter dieser geglückten personalpolitischen Bestellung läßt sich kurz skizzieren: Ein Mann der Praxis für die Praxis! Und der dominante Bereich im Waldviertel ist nun einmal noch immer die Landwirtschaft. Wenn Denkansätze und Veränderungen nicht an den Wurzeln der Menschen ansetzen, so bewirken sie langfristig keinen Erfolg.

Der Autor der Broschüre, Manfred Greisinger, ist der PR-Referent des Waldviertel-Managements und hat bereits in der Festschrift „Das Waldviertel-Management“ aus dem Jahr 1992 die wesentlichen Aufgabenbereiche dieser Organisation skizziert und diese in der vorliegenden Veröffentlichung aktualisiert und erweitert.

Organisiert ist das Team aus 80 Mitarbeitern in vier Abteilungen, die ihre speziellen Aufgabenbereiche wie „Wirtschaft/Projekte“, „Landwirtschaft“, „Fremdenverkehr, Kunst und Kultur“ und „Holz, Energie und Umwelt“ zu betreuen haben. Die Vermarktung vieler, bereits auch international bekannter Produkte erfolgt schließlich durch eigenständige Vereine, die nicht nur Impulsgeber für viele Mitglieder sind, sondern auch Möglichkeiten der Vermarktung erschließen. Eine breite Palette von Sonderkulturen und Bioprodukten sind hier ein wesentlicher Ansatzpunkt zur Sicherung der bäuerlichen Einkommen im Existenzkampf unserer Landwirtschaft innerhalb der EU.

Wertvolle Hilfe leistet das Waldviertel-Management auch durch die Öffentlichkeitsarbeit. Initiativen, wie z. B. das „Mohndorf“ Armschlag, das „Anglerparadies“, die Leinenverarbeitung in Rastendorf, der „Ökologische Kreislauf Moorbad Harbach“ oder „BETZ“ in Großschönau, erhalten zusätzliche Anerkennung bzw. überregionale Bekanntheit.

Seien es die Trabrennveranstaltungen in den Sommermonaten, die überaus gelungene Weltmeisterschaft im Kutschenfahren, Bioabfallverarbeitung oder das Tele-Haus: der Edelhof, das Waldviertel-Management und Adi Kastner lassen sich aus unserer Region nicht mehr wegdenken, und es bleibt zu hoffen, daß aus diesem Innovationszentrum noch viele Impulse ausgehen. Leider hat in der interessanten Broschüre auch einige Male der Fehlerteufel zugeschlagen: 1981 war nicht die 1. Landesaus-

stellung im Waldviertel. Es gab bereits eine im Jahr 1975 in Stift Altenburg, und mit dem Pußtatal in Osttirol auf Seite 49 wird wohl das Pustertal gemeint sein.

*Norbert Müllauer*

**Radwandern im Waldviertel** — Radkarte 1: 75 000 (St. Pölten: Schubert & Franzke 1995) 128 Seiten, davon 46 Seiten Landkarten, 10 Farbfotos, 6 Höhenprofile, öS 89,—

Radwandern im Waldviertel bedeutet vielfach „Radfahren für Fortgeschrittene“, wie gleich auf Seite 3 dieses neuen Radwanderführers zu lesen ist. Etwa 3000 km beschilderte Radwege warten im Waldviertel auf Hobby- und Freizeitradler, wozu noch an die 400 km Mountainbike-Strecken im Weinsberger Wald (Österreichs größtem Mountainbike-Revier) kommen. Radwandern und Radsport bilden eine der Säulen des Fremdenverkehrs im Waldviertel. Für die Planung und Durchführung einer Radwanderung bietet sich dieser neue Radwanderführer nun bestens an.

Vorgestellt werden im vorliegenden Buch insgesamt 14 Radwege, vom Waldviertelweg bis zum Weital- und Spitzertalweg. Die Wegbeschreibungen sind ausführlich und klar in der Diktion, die Informationen auf dem letzten Stand. Hervorzuheben sind die Hinweise kultur- und kunsthistorischer Art, die den Radwanderer auf die Inhalte der zu erradelnden Kulturlandschaft hinweisen. Der größte Pluspunkt des Radwanderführers sind aber die Landkarten, die immerhin 46 Seiten des Buches ausmachen. Im günstigen Maßstab 1: 75 000 ist eine sehr gute Orientierungsmöglichkeit gegeben, die einzelnen Radwege sind in verschiedenen Farben in der Landkarte eingetragen. Diese jeweilige Farbe wird dann bei der Routenbeschreibung als Randfarbe verwendet, was das Auffinden der Texte erleichtert. Das gewählte Hochformat des Buches erleichtert den Gebrauch, im Wind flatternde Landkarten gehören damit der Vergangenheit an.

Der vorliegende Radwanderführer macht Appetit auf „Radwandern im Waldviertel“ und wird hoffentlich viele Radfahrer für das Waldviertel begeistern.

*Harald Hitz*

**bikeline-Radtourenbuch Waldviertel: Radwandern im Waldviertel** (Wien: Verlag Esterbauer 1995) 100 Seiten mit sechs Farbbildungen, eine Übersichtskarte und 22 Karten 1: 125 000, öS 138,—

In dem umfangreichen bikeline-Verlagsprogramm bietet der Verlag Roland Esterbauer eine Vielzahl an Radtourenbüchern über verschiedene Regionen in Deutschland und Österreich an. Auch das Waldviertel ist mit zwei aktuellen Neuerscheinungen vertreten. Das Radtourenbuch „Kamptal“ wurde bereits im „Waldviertel“ (Heft 2/1995) vorgestellt.

Der Band „Radwandern im Waldviertel“ umfaßt darüber hinaus noch eine Beschreibung des Waldviertelweges, den Bereich des nördlichen Waldviertels, den Weinsbergerwald und die Region Wachau-Nibelungengau. 18 verschiedene Radtouren in unterschiedlichen Längen von 21 bis 278 Kilometern werden ausführlich vorgestellt.

Die Konzeption des Buches basiert auf der Trennung von Karten- und Textteil. 22 Karten werden im Maßstab 1: 125 000 dargestellt. Die Karten sind sehr übersichtlich und ermöglichen eine gute Orientierung. Hervorzuheben ist dabei auch die Ringbindung des Buches, die eine überaus gute Handhabung bei Radtouren ermöglicht.

Im Gegensatz dazu ist der Textteil enttäuschend. Wer sich nach Durchsicht des Klappentextes Information über Kultur und touristisches Angebot erhofft und dem das Werk als unentbehrlicher Begleiter angepriesen wird, legt diesen Radführer enttäuscht weg. Zu sehr ist man bereits verwöhnt von anderen Radführern, die die Region exzellent beschreiben (etwa Paul Pollack, Mit dem Rad durch das Waldviertel/Radwandern im Waldviertel. Radkarte 1: 75 000). Bei dieser Neuerscheinung fehlen nämlich ausreichende Beschreibungen über die Kultur, man begnügt sich mit der Auflistung von Museen mit ihren Öffnungszeiten und knappen Hinweisen auf ihre Inhalte. Nehmen wir als Beispiel die Beschreibung des Stiftes Zwettl. Der interessierte Tourist muß sich mit folgenden Angaben zufriedengeben: „Im 12. Jh. wurde das Zisterzienserstift vom Geschlecht der Kuenringer gegründet. Es vereinen sich in diesem berühmten Bauwerk die Stilrichtungen der Romanik, der Gotik und des

Barock.“ Dieses Beispiel ließe sich durch weitere beliebig fortsetzen. Man begnügt sich mit einer überaus oberflächlichen Beschreibung kultureller Ziele, bringt zwar ausführliche Routendarstellungen, aber nicht mehr.

Daher läßt sich dieses Radtourenbuch für interessierte Waldviertelfans nicht weiterempfehlen.

*Norbert Müllauer*

Hannes Seehofer (Red.), **Forschungsbericht Fischotter 3** (= Heft 14, Forschungsinstitut WWF Österreich, Wien 1996) 52 Seiten, 9 Schwarzweiß-Abbildungen, zahlreiche Diagramme und Karten, öS 120,—

In den letzten Jahren konnten einige Tierarten wie Fischotter, Kormoran und Graureiher, die aus Österreich schon fast verschwunden waren, aufgrund der strengen Schutzbestimmungen einen Teil ihres ehemaligen Verbreitungsgebietes wiederbesiedeln. So hat sich der Fischotterbestand im Waldviertel, der der bedeutendste in Österreich ist, soweit erholt, daß sich die Art in Niederösterreich wieder bis in das Voralpengebiet ausbreiten konnte. Diese Rückeroberung der ehemaligen Wohngebiete bringt auch massive Schäden an den Fischteichen. Zusätzlich ist das Einkommen der Fischzüchter durch den EU-Beitritt stark zurückgegangen. Um den Interessenkonflikt zwischen Naturschutz und Teichwirtschaft zu entschärfen, werden Verbreitung und Verhalten der Fischotter untersucht, damit die Fischverluste durch vorbeugende Maßnahmen minimiert werden können.

Der vorliegende Forschungsbericht enthält drei Arbeiten zu diesem Thema:

1. P. Sackl, W. Ilzer & E. Kolmanitsch: Historische und aktuelle Verbreitung des Fischotters in der Steiermark (S. 4-25).

2. M. Bodner: Fischotter und Teichwirtschaft (S. 26-44). Darin wird über die Verhinderung von Schäden durch Elektrozäune berichtet. Diese Methode ist grundsätzlich geeignet. Die Otter werden durch Erfahrung mit den Zäunen abgeschreckt. Allerdings können die Zäune durch mangelhafte Wartung und Aufstellung ihre Funktion verlieren. Gute Erfolge brachten auch Ablenkteiche in der Nähe der Zuchtteiche. Allerdings sind hier noch weitere Untersuchungen notwendig. Zäune können aber für andere Tiere (Amphibien, Igel) zur tödlichen Falle werden.

3. A. Gutleb: Polychlorierte Biphenyle (PCBs) und Fischotter in Österreich (S. 45-52). Es wird vermutet, daß Umweltgifte beim Rückgang der Otter eine bedeutende Rolle spielen. Der Autor untersuchte daher verschiedene Organe (Leber, Niere) und die Losung von Fischottern aus ganz Europa auf ihren Schadstoffgehalt. Dabei stellte er fest, daß die Werte für PCBs geringfügig unter den angenommenen Grenzwerten für eine sichere Fortpflanzung lagen, daß sie also keine Gefahr darstellen sollten. Bemerkenswert ist allerdings ein Detail: Die PCB-Werte in den Nieren von Fischottern aus Ungarn (alle Ostblockstaaten werden gerne als Umweltsünder angeprangert) sind deutlich niedriger als die von Ottern aus Österreich!

Es bleibt zu hoffen, daß es gelingt, die Schwierigkeiten in den Griff zu bekommen, damit dieses wunderschöne Tier unserer Landschaft erhalten bleibt.

*Peter L. Reischütz*

**Die Wachau. Perspektiven einer europäischen Flußlandschaft.** Aus Anlaß der Verleihung des Europäischen Naturschutzdiploms (Dürnstein: Arbeitskreis zum Schutz der Wachau 1995) 208 Seiten mit 36 Farbabbildungen, öS 280,—

Der Anlaß für die Zusammenstellung des Buches war sicher die Verleihung des Europäischen Naturschutzdiploms durch den Europarat in Straßburg, wodurch die Wachau und mit ihr eine Reihe von Persönlichkeiten die Anerkennung für den jahrelangen „Kampf“ gegen die Verschandelung dieses einmaligen Landschaftsgebietes und für die Erhaltung eines unwiederbringlichen Kulturgutes gefunden haben. Zwei Männern ist dieses Buch auch gewidmet: Altbürgermeister Franz Hirtzberger und Ök.-Rat Josef Jamek, den Ehrenvorsitzenden des oben genannten Arbeitskreises.

Dieses Juwel am Donaustrand verlangt aber auch die Verpflichtung, jenes gesegnete Tal im Herzen Niederösterreichs, das Dichter und Musiker besungen und Maler verewigt haben, für die folgen-

den Generationen zu erhalten. Das Naturschutzdiplom ist nicht nur Dank am Ende einer jahrelangen Auseinandersetzung, es ist Auftrag für die Jungen, allen Versuchen, Strom und Landschaft einer ewig hungrigen Technik zu opfern, entgegenzutreten.

16 Autoren bringen in fundierten Beiträgen dem Leser und Freund der Wachau Geschichte, Boden, Pflanzen, Architektur, Fremdenverkehr, Kultur und Brauchtum nahe. So schreibt die studierte Winzerin Jutta Altmann, Tochter von Josef Jamek, über den Wein, sein Werden und die 2000 Jahre Kultivierung, seine Pflege auf den Terrassen und die Mühen um dieses Produkt; über die ebenso alte Obstsorte Marille, deren Blüte im Frühjahr Tausende in die Wachau pilgern läßt.

Anton Bodenstein nimmt sich der Klöster, ihrer Bedeutung und ihres Einflusses im Mittelalter an. Dies mit großer Akribie und teilweise mit einer Sprache, die eher den Schöngest als den Ökonomen hervorkehrt. Aber gerade dieser Beitrag zeigt, daß in unserer sensiblen Zeit beides fast unzertrennbar sein muß.

Für den ehemaligen Leiter des Kremser Gebietsbauamtes Friedrich Pescher sind die Verkehrsfragen wie einst auch jetzt ein Anliegen. Er, der oft und eindringlich bester Ratgeber für die Bürgermeister in ihrer Eigenschaft als 1. Bauinstanz in ihren Gemeinden war, verdient mit ein Lob, wenn heute in den Wachaugemeinden die geringsten Bausünden der letzten Jahrzehnte festzustellen sind.

Daß Beiträge von Architekten und Gedanken des niederösterreichischen Landeskonservators Werner Kitlitschka nicht fehlen dürfen, versteht sich beinahe von selbst. Wohl wissend um die Kultur dieser Landschaft schreibt der Kunstkritiker Kristian Sottriffer gegen Ende seines exzellenten Artikels: „Zwei Lebenswelten (gemeint sind die bäuerlich-bürgerlichen, S. 174) zeigen sich hier also dicht benachbart. Geblieben ist nur jene, in der es für Schlösser und Parks keinen Raum gab, dafür aber für Häuser und Kirchen oder all das Kultivierte dazwischen, dem das Gekünstelte abgeht und das sich als Bau-Werk über die Zeiten erhalten konnte [ . . . ]. Mitbestimmt von der Einfachheit dessen, wofür mittelalterliche Handwerker den Grundstein legten, lange bevor sich der herrschaftliche barocke Glanz einstellte.“

24 Seiten Farbbilder beschließen den Band, der für jeden Wachaufreund Pflichtlektüre sein sollte.

*Hans Frühwirth*

August Pachschwöll, **Ritterstolz und Willkür**. Vom mittelalterlichen Leben zwischen Dunkelsteinerwald und Tullnerfeld (Gabersdorf 1995) 137 Seiten mit 76 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 190,—

Bestelladresse: 3100 St. Pölten, Gabersdorf 5.

Den größten Teil des Buches nimmt eine Arbeit „Auf den Spuren der Goldegger“ ein, die mehreren Anliegen Rechnung tragen möchte: sie will die Verbindungen zwischen Goldegg bei St. Pölten mit der salzburgischen Familie der Goldegger und der Burg (dem Schloß) Goldegg im Pongau darstellen, eine Geschichte der Familie der Goldegger im Lande unter der Enns geben, Bemerkungen über zwei Südtiroler Ortsnamen machen, die es in der Umgebung von St. Pölten ebenfalls gibt (Afinng und Goldegg), und schließlich noch einige kleinere Fragen klären. Das wird unter Heranziehung zahlreicher Literatur und mancher Quellen sowie unter Beigabe von vielen Bildern, die Bauten, Siegel und Grabplatten darstellen, erörtert und nach mancher Hinsicht klargelegt. Dabei zieht der Verfasser wirklich die neueste Literatur heran und erweist sich als informiert über viele mittelalterliche Gegebenheiten.

Der zweite Aufsatz in dem Bande trägt die Überschrift „Herren, Raubritter und andere Spießgesellen“, ist aber nichts anderes als der Versuch, ein Salzburger Verzeichnis der Schäden am hochstiftischen Besitz im Land unter der Enns aus dem Jahr 1215 zu interpretieren, und zwar sowohl was den historischen Ort betrifft — es waren die Auseinandersetzungen zwischen ghibellinisch-staufischer und welfischer Partei — wie auch im Hinblick auf die topographischen Gegebenheiten. Der Inhalt steht in einem durchaus erfreulichen Gegensatz zu dem wenig treffenden Titel. Schließlich wird „die Botschaft der gotischen Masken“, also der maskenartigen Darstellungen an Chorpfeilersockeln in einigen Kirchen nahe von St. Pölten, in einer durchaus sachgerechten und ansprechenden Weise erörtert. Gerade dieser Aufsatz verdient besondere Beachtung.

Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein überaus sorgsam gestaltetes Register schließen den Band ab, der ein weiterer Beweis für die heimatkundliche Forschungstätigkeit seines Verfassers ist. Diesem kann man bescheinigen, daß er sich wirklich erstaunliche Kenntnisse angeeignet hat. Der Band zeugt davon in umfassender Form.

*Gustav Reingrabner*

Ernst Plessl, **Dörfer in Niederösterreich — vielgestaltig und wandelbar** (= Schriftenreihe Club Niederösterreich 6/1995) 52 Seiten, öS 48,—

In der vorliegenden Publikation untersucht der Autor die Haupttypen der Dörfer Niederösterreichs. So werden das Aussehen und die Entwicklung des Haufenweilers, des Haufen-, Gassen-, Graben-, Anger-, Straßen-, Zeilen-, Einreihen-, Doppelreihen- und Waldhufendorfes ebenso besprochen wie die Kirchen- und Doppelreihensiedlung. Auch neuzeitliche Dorftypen finden Beachtung. Da durch fortwährende Umgestaltungsprozesse die einzelnen Siedlungselemente weiterentwickelt und neue Formen herausgebildet wurden, zeigt Plessl anhand ausgewählter Beispiele jene Elemente einer Siedlung (Baublock, Anger, Platz usw.) auf, die in ihrer ursprünglichen Form unbedingt zu erhalten sind. Die einzelnen Siedlungsformen sind nach einem gleichbleibenden Schema abgehandelt: Formalelemente, Verbreitungsgebiet, Veränderung und Erweiterung. Die in den Text eingebauten Abbildungen sind anschaulich und hilfreich.

Die Broschüre richtet sich — so will es der Verfasser — besonders an Heimatforscher sowie vor allem an Dorferneuerungsakteure, die bei ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit in ihrer Unterstützung finden sollen.

*Rudolf Malli*

Hans Frühwirth, **Krems. Straßen und Plätze. Ihre Geschichte und Herkunft** (= Reihe Stadt. Plan.Krems 3, Krems: Stadtbauamt 1995) 95 Seiten, zahlreiche Farb- und Schwarzweiß-Abbildungen und Pläne, öS 190,—

Als „Mosaikstein zum Millennium von Krems“, wie es in der Einleitung heißt, einen Kurzführer durch die Straßennamen von Krems herauszubringen, muß als sinnvoller Beitrag zum Bemühen um ein vertieftes Österreich-Bewußtsein gewertet werden.

367 Straßen und Plätze der Stadt Krems und der Katastralgemeinden sind aufgelistet; die Lage der Straßen mit Herkunft und Geschichte wird erklärt. Aus der Topographie ergeben sich kleine Biographien, aber auch Mosaiksteinchen der politischen Entwicklung der Stadt, Besitzgeschichte, Industriegeschichte usw. Die zahlreichen Fotos der Straßen vermitteln sogar oft den „Istzustand“ von Renovierung oder Verfall der Häuser. Leider findet sich mitunter das Bild nicht auf derselben Seite wie die dazugehörige Straße.

Die grafische Gestaltung ist ansprechend. Die Buchstabenreihen am oberen Blattrand erleichtern das Auffinden der Namen, was ja zuweilen nicht ganz leicht sein kann, da nicht die Kurzform der Straßennamen die alphabetische Ordnung bestimmt, sondern bei Personennamen der Vorname oder der Doktorgrad; z. B. findet man den Ehmman-Platz unter Johann („Johann Michael Ehmman-Platz“) oder die Meller-Gasse unter Dr. Josef Meller-Gasse. Der Autor dürfte sich dieser Problematik bewußt gewesen sein, denn im Straßenverzeichnis auf den letzten Buchseiten finden sich doppelte Einordnungen, z. B. Franz Wissgrill-Gasse unter F und W. Daraus ergibt sich auch die Diskrepanz in der Zahl der Straßennamen vorne und hinten. Vielleicht sollten die Stadtväter bei der Benennung von neuen Straßen auch an die Kürze denken — ein Bürgerservice, das wenig kostet. Wie angenehm ist es doch für einen Briefschreiber nur Missongasse Krems schreiben zu müssen!

Das Straßenlexikon von Krems ist also nicht nur eine „Untersuchung, die eine Lücke in der Stadtgeschichtsforschung schließt“ (S. 8), sondern ein Leitfaden für die Stadtväter bei der Suche nach neuen Bezeichnungen für öffentliche Räume. Die „Quotenregelung“ hat übrigens auch in der Stadt Krems noch keine Wirkung gezeigt: es sind (bisher) nur zwei Straßen nach Frauen benannt: nach der Dichterin Maria Grengg und der Babenbergerin Margarethe.

Gelegentlich spukt der Druckfehler-Teufel durch das Büchlein, z. B. Bamberger Straße (Barnberger im Verzeichnis hinten): Gustav Bamberger geb. 1861, gest. 1836 oder Josef Utz d. Ä. geb. 1925, gest. 1896 . . . Brunnkirchen erscheint als Brunnkriehen (S. 12) . . .

Ein Hinweis noch auf eine gewisse Uneinheitlichkeit, z. B. Mellygasse — bei diesem Herrn sucht man den Vornamen vergeblich in den Erläuterungen (sonst herrscht eine Vornamen-Abundanz), dafür erfährt man, daß er in Pystian (?) gestorben ist. Die Gerlgasse bleibt ohne Erklärung.

Die Quellen- bzw. Literaturangaben sind eher als Minimalismus anzusehen.

Im ganzen aber: Krems — Straßen und Plätze; ihre Geschichte und Herkunft — ein nettes Kompendium, das bei der nächsten Auflage (weitere 1000 Exemplare) interessierte Leser in und außerhalb von Krems finden sollte.

*Marianne Hubalek*

Stiftung Bürgerspital zu Horn (Hg.), **600 Jahre Stiftung Bürgerspital zu Horn** (Horn: Stiftung Bürgerspital zu Horn 1995) 88 Seiten, 47 Schwarzweiß-Abbildungen, S 70,—

Im Jänner 1395 stifteten der Horner Bürger Stephan Weyerstorffer und seine Frau Katharina in der Stadt Horn ein Spital für 12 arme und kranke Menschen. Zur Erreichung des Stiftungszweckes stellten sie verschiedene Güter und Gülten zur Verfügung. Die Maissauer, die damaligen Besitzer der Herrschaft Horn, machten weitere Zustiftungen und fungierten gleichsam als Schirmherren dieser Stiftung. Das 600jährige Bestehen der Bürgerspitalsstiftung zu Horn war der Anlaß für die Herausgabe des vorliegenden Buches.

In einem kurzen Beitrag zeigt Hans Hoyos, der als Eigentümer des Gutes Horn neben dem Bezirkshauptmann des Verwaltungsbezirks Horn und dem Bürgermeister der Stadt Horn dem Kuratorium der Stiftung angehört, die Bedeutung der jeweiligen Herrschaftsbesitzer für die Stiftung bzw. für die Entwicklung des Bürgerspitals auf, wobei in unserem Jahrhundert besonders die intensiven Bemühungen von Rudolf Graf Hoyos um die Wiederherstellung der Stiftung nach dem Zweiten Weltkrieg erwähnt werden sollen.

Gustav Reingrabner setzt in seinem Aufsatz das Bürgerspital in Beziehung zur Geschichte der Stadt. Er geht auf die ursprünglich grundsätzlich geistlich motivierten Hintergründe der Errichtung derartiger Spitäler ein, weist auf die Bemühungen des Staates um Einflußnahme auf die Spitäler seit der Zeit Maria Theresias hin und schildert die stufenweise Entwicklung des Bürgerspitals, aus dem Ende des 19. Jahrhunderts schließlich das neue Krankenhaus hervorging.

Der umfangreichste Beitrag stammt von Erich Rabl, der v. a. die jüngere Entwicklung des Bürgerspitals behandelt: Einrichtung der ersten Krankenzimmer (Ende 18. Jh.), Neubau des Krankenhauses (1891), verschiedene Umbauten des Bürgerspitalsgebäudes, Aufhebung des Patronats und des Kuratoriums der Stiftung 1938 (in diesem Zusammenhang müßte es auf Seite 31 heißen: „Die Annexion Österreichs durch das nationalsozialistische Deutschland . . .“ oder „Der Anschluß Österreichs an . . .“) und ihre Wiedererrichtung (1956). Ein wichtiges Ereignis war der Bau des Altenwohnheimes „Stephansheim“ (1961-63 errichtet, 1967-74 ausgebaut, ab 1987 modernisiert und weiter ausgebaut). Dadurch konnte das alte Bürgerspitalsgebäude einer neuen Bestimmung zugeführt werden; es wurde von der Stadtgemeinde erworben und zum „Horner Museumsquartier“ (Höbarthmuseum, Madermuseum, Ausstellungshalle) umgestaltet.

Ein Leitbild der Stiftung, das anlässlich des Jubiläums als Grundlage für die zukünftigen Aufgaben und Tätigkeiten der Stiftung erarbeitet und beschlossen wurde, und eine Auflistung der Kuratoriumsmitglieder und der Mitarbeiter des Stephansheimes beschließen diese Festschrift, die durch übersichtliche Gestaltung, ansprechenden Druck und prägnante Wiedergabe der Fotos (man beachte etwa die Reproduktion der Urkunden auf dem Umschlag und auf Seite 11!) beeindruckt. Wohltuend empfand man auch, daß die für die Herausgabe derartiger Schriften aus finanziellen Gründen notwendigen Inserate (immerhin 21 Seiten!) erst am Ende des Buches zusammengefaßt sind.

Man kann dem Herausgeber zu diesem Werk nur gratulieren!

*Herbert Neidhart*

**Horner Kalender 1996.** 125. Jahrgang (Horn: Verlag Ferdinand Berger und Söhne GesmbH) 96 Seiten, 16 Abbildungen, öS 40,—

Der „Horner Kalender“ wurde 1872 erstmals herausgegeben. Im heurigen Jahr kann somit sein 125. Erscheinungsjubiläum gefeiert werden. Gründer war der Horner Buchdrucker Ferdinand Berger, dessen Urkel den auf den modernsten Standard gebrachten Betrieb weiterführen, vom mittlerweile etwas anachronistisch wirkenden Kalender aber nicht ablassen wollen. In einer auf Gewinnmaximierung orientierten Zeit ist das eigentlich eine rührende Form der Pietät und „Altenehrung“. Schon im Hinblick darauf kann eine Rezension eigentlich nur positiv ausfallen. Es sei daher lediglich der Inhalt des Jahrganges 1996 reportiert.

Erich Rabl, Horner Archiv- und Museumsleiter sowie Präsident des Waldviertler Heimatbundes, bringt zeitgeschichtlich bemerkenswerte Zitate aus den Horner Gemeinderatsprotokollen des Jahres 1935. Sein mit historischen Fotos illustrierter Beitrag erstreckt sich über 30 Druckseiten. Weitere Artikel von Erich Rabl befassen sich mit der 600jährigen Geschichte der Stiftung „Bürgerspital zu Horn“ und der Sonderausstellung 1995/96 im Höbarthmuseum „Der Schwed' ist im Land“ (Untertitel: „Das Ende des 30jährigen Krieges in Niederösterreich“).

Hermann Maurer, der die Sammeltätigkeit der Waldviertler Heimatforscher Engelshofen, Krahuletz und Höbarth in den letzten Jahrzehnten in wissenschaftlich fundierter Weise fortgesetzt hat, berichtet über etliche Neufunde von der Jungsteinzeit bis zum späten Mittelalter, von denen jeder einzelne das Spektrum der jeweiligen Periode wesentlich bereichert.

Ein interessanter Beitrag über Sagen bzw. Flurdenkmäler im oberen Waldviertel ist leider nicht namentlich gezeichnet.

Erinnerungen an das Jahr 1945 von Franz Ott und Hans Deringer halten lokale zeitgeschichtliche Ereignisse fest.

Insgesamt ist der neueste „Horner Kalender“ wieder so gestaltet, daß ihn jeder Bewohner und Freund des Waldviertels gerne zur Hand nehmen wird.

*Friedrich Berg*

**Bürgerspitalfondsstiftung Zwettl (Hg.), 700 Jahre Bürgerspitalfondsstiftung Zwettl 1295-1995.** Festschrift anlässlich der 700-Jahr-Feier der Bürgerspitalfondsstiftung Zwettl (Zwettl: Bürgerspitalfondsstiftung Zwettl 1995) 32 Seiten, 10 Farb- und 2 Schwarzweiß-Abbildungen.

Leutold I. von Kuenring verlich am 19. Juni 1295 dem Müller zu Zwettl ein Grundstück am Zwettlfluß und gab ihm den Auftrag zur Erbauung einer Mühle. Die dafür fälligen Abgaben sollten jährlich an das „Spital“ in Zwettl, welches damals bereits bestand und außerhalb der Stadtmauern lag, abgeliefert werden.

Diese erste Nennung des Zwettler Spitals, das zu den ältesten derartigen Einrichtungen in Niederösterreich zählt, war im Herbst 1995 neben anderen Aktivitäten der Bürgerspitalfondsstiftung und der Stadtgemeinde Zwettl Anlaß für die Herausgabe einer Festschrift.

Nach sieben Vorworten, die mehr als ein Viertel der gesamten Textseiten der Festschrift ausmachen, wird die bewegte Geschichte des Bürgerspitals behandelt: Stiftungen durch Stadtherren (Kuenringer) und Bürger, Zerstörung durch die Hussiten (1427) sowie nachfolgende Neugründung des Spitals innerhalb der Stadtmauern und Errichtung der dem hl. Martin geweihten Spitalskirche, Plünderung während des Dreißigjährigen Krieges, Entwicklung des Spitals im 18. und 19. Jahrhundert, Auflösung (1938) und Wiederherstellung der Stiftung, Zu- und Umbauten in den letzten Jahrzehnten.

In weiteren Beiträgen werden die Martinskirche des Bürgerspitals und die Geschichte der Glocken dieser Kirche beschrieben. Höhepunkt der 700-Jahr-Feier war sicher die Weihe von drei neuen Glocken für die Martinskirche, deren Turm (nach Ablieferung des Geläutes für Kriegszwecke 1942) immerhin mehr als 50 Jahre keine Glocken hatte.

Die Aufgaben der Bürgerspitalfondsstiftung haben sich im Laufe der Jahrhunderte etwas geändert. Trotzdem ist sie noch immer eine wichtige soziale Einrichtung mit dem Ziel, alten, behinderten oder betreuungsbedürftigen Menschen Unterkunft und Verpflegung zu geben. Wenn es nun wieder

Pläne gibt für einen neuerlichen Zubau bzw. für eine Adaptierung der bestehenden Bausubstanz, durch die eine weitere Verbesserung der Wohnbedingungen für Senioren erreicht werden soll, kann man das nur begrüßen.

Ein „ABC des Bürgerheimes Zwettl“ stellt verschiedene Einrichtungen vor, die den Bewohnern des Bürgerheims zur Verfügung stehen, einige Fotos zeigen das Leben im Heim, „Zukunftsperspektiven — Leitgedanken“ sowie eine Liste der Mitarbeiter des Heimes runden die Festschrift ab.

Zugleich mit der Festschrift erfolgte ein Nachdruck der 1905 beschlossenen „Bürger-Satzungen der 1. f. Stadt Zwettl“. Diese enthalten Bestimmungen über Bürgerrechtsverleihungen, Rechte und Pflichten der Bürger sowie Regelungen für die Verwaltung des Bürgervermögens und des Bürgerspitals.

*Herbert Neidhart*

Pfarrgemeinde Heidenreichstein (Hg.), **Festschrift Kirche und Pfarre Heidenreichstein** (Heidenreichstein 1993) 36 Seiten, 8 Schwarzweiß-Fotos, öS 100,—

Anlässlich der umfassenden Innenrenovierung und Restaurierung der Stadtpfarrkirche sowie der Installierung einer neuen mechanischen Orgel veranlaßte die Pfarrgemeinde Heidenreichstein 1993 die Edition der vorliegenden Festschrift.

Alfred Wittig skizziert darin im ersten Teil einen groben Abriß der 800jährigen Pfarrgeschichte. Anhand der wichtigsten ereignisgeschichtlichen Marksteine wird das Werden von Pfarre und Pfarrkirche von den Anfängen vor 1300 bis zur Gegenwart vor der Hintergrundfolie einer bewegten Stadt- und Landesgeschichte gezeichnet. Bedauerlich bleibt dabei, daß der Kürze der Ausführungen gerade die unter pfarr- und kirchengeschichtlichem Aspekt interessante Periode der Reformationszeit weitgehend zum Opfer gefallen ist.

In den bauhistorischen Abschnitt zur Pfarrkirchengeschichte fließen auch neuere Erkenntnisse aus den jüngsten Restaurierungstätigkeiten seit 1989 ein. Die Erörterungen zur Inneneinrichtung beschränken sich auf die interessantesten Einzelobjekte, wie etwa den barocken Hochaltar oder das spätgotische Ostensorium von 1512. In Relation dazu erfährt die Behandlung der Pfarrherren ab 1290 und der Kapläne seit 1900 breite Aufmerksamkeit. Der historische Teil der Festschrift endet mit Ausführungen zu den Turmglocken sowie zum Pfarrhof und dem Friedhof.

Einen Überblick zu wichtigen Institutionen des Pfarrlebens eröffnet Martin Hetzendorfer, indem er anschließend einen weiten Bogen vom Pfarrgemeinderat über den Pfarrkirchenrat und die Organisationen der Katholischen Jugend bis zur Betriebsseelsorge und dem Katholischen Bildungswerk spannt.

Die Festschrift beschließt Gerhard Uitz mit einer Beschreibung der neuen Orgel.

Daß sich eine Publikation, die ihren Adressatenkreis in einer möglichst breit gefächerten Öffentlichkeit sucht, wissenschaftlicher Zitierweisen entschlägt, erscheint nachvollziehbar; für den Historiker bleibt aber schade, daß mit der vorliegenden Festschrift in einigen nicht unwesentlichen Punkten von Darstellungen älterer Publikationen abgewichen wird, ohne daß dies eingehende Erörterung im Anmerkungs- oder Textteil gefunden hätte. Dahingestellt bleibt auch, warum manche grundlegende sekundärliterarische Quelle (wie etwa die Gedenkschrift zur Feier des 600jährigen Bestandes der landesfürstlichen Pfarre Heidenreichstein am 12. Juni 1908 von Franz Gieser, aber auch einige jüngere Publikationen) nicht Eingang in den historischen Abschnitt gefunden haben.

Für einen raschen Überblick zu Pfarr- und Stadtpfarrkirchengeschichte sowie den katholischen Pfarrinstitutionen mag die Festschrift aber durchaus zweckdienlich sein.

*Winfried Dimmel*

Florian Schweitzer (Hg.), **50 Jahre danach**. Nationalsozialismus, Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit auf dem Lande, erlebt in der Landpfarre Thaya/Thaya im niederösterreichischen Waldviertel (Thaya 1995) 128 Seiten, öS 195,—

Das Buch enthält neben zahlreichen Bildern und einer Reihe von Übersichten drei Beiträge. Der Herausgeber, der von 1959 bis 1992 Pfarrer in Thaya gewesen ist und sich dort in vielfacher Hinsicht

als Anreger des Lebens, und zwar nicht nur in religiöser und kultureller Hinsicht, bewährt hat, schreibt zunächst unter dem Titel „Erinnerungen eines Zeitzeugen“ grundsätzliche Betrachtungen zu den im Titel angegebenen Themen. Der Hauptteil (S. 13 - III) umfaßt die von Pfarrer Franz Bauer, der von 1935 bis 1958 in Thaya tätig gewesen ist, verfaßte Pfarrchronik, zu der der Herausgeber gelegentlich Anmerkungen hinzugefügt hat. Bauer hat in nicht ganz regelmäßigen Abständen, aber doch in erstaunlicher Dichte Eintragungen vorgenommen, die sich sowohl auf Ereignisse in der Pfarre wie im „Reich“ beziehen, aber auch Stimmungsberichte und Reflexionen enthalten. In seiner Ablehnung des NS-Regimes ist Bauer durch nichts zu berirren; daß er selbst auch eine ganze Reihe von Vorurteilen mit sich schleppt, ist durchaus nichts Besonderes und aus Zeit, Ausbildung und Weltbild eines katholischen Priesters in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts durchaus verständlich. Erstaunlich ist die Offenheit, mit der Bauer seine Chronik mit derartigen Bemerkungen ausstattet. Es zeigt den großen Mut, vielleicht auch die Erbitterung des Priesters, aber auch die Überzeugung: letztlich wird dieses Regime untergehen! Erstaunlich ist, daß er nur bezüglich weniger Pfarrangehöriger negative Bemerkungen macht, obschon solche durchaus möglich gewesen wären.

So, wie Bauer die Chronik bis 1945 führt, so führt er sie auch weiter — er nennt alles, was für ihn Unrecht ist, deutlich beim Namen und wendet sich wie gegen die „braunen Bolschewiken“ auch gegen die „Roten“ und ihre Helfer. Er berichtet über die — neuerdings wieder sehr beschönigend dargestellte — Vertreibung der Deutschsprachigen aus Böhmen und Mähren ebenso wie über die Folgen der Besatzung, also über Alkoholexzesse, die Vergewaltigung von Frauen und andere Notsituationen.

Da Pfarrer Bauer auch eine ganze Reihe von Ereignissen nennt, die sich „in der großen Welt“ abgespielt haben, kann man so gut wie immer die lokalen Ereignisse und die Stimmung des Chronisten, wie er sich selbst nennt, in die großen Zusammenhänge einordnen.

Schade ist, daß der Herausgeber nicht versucht hat, die in der Chronik genannten Personen, also die Kooperatoren und Theologen, unter denen sich immerhin der spätere Bischof Dr. Franz Žak und der Ordinariatskanzler Dr. Alois Tampier befanden, aber auch die anderen, vom Landrat angefangen, prosopographisch etwas faßbarer zu machen.

Der dritte Teil des Buches enthält die Übersichten der in beiden (!) Weltkriegen aus der Pfarre und den zu ihr gehörenden Orten gefallenen, vermißten und als Opfer des NS-Regimes umgekommenen Personen, die der Herausgeber mit großer Sorgfalt zusammengestellt hat, sowie einige Abbildungen, vorwiegend Denkmäler und Dokumente.

Der Wert des Buches liegt ganz sicher in der Edition der Pfarrchronik, die als eine durchaus wichtige Quelle für die Zeit angesehen werden kann. Sie fängt Stimmungen ein, gibt Aufschluß über das Verhalten der Bevölkerung und ergänzt — ohne irgendwelchen großen Theorien zur Zeitgeschichte verpflichtet zu sein — die gängige Forschung.

Dem Herausgeber ist dafür zu danken, daß er in einer durchaus ansehnlichen Weise diese Chronik herausgegeben hat, dazu aber auch — vor allem für jene, die die Vorgänge damals nicht erlebt haben und jetzt ihre Fragen stellen — Erläuterungen verfaßt hat. Daß darinnen manche Spitze gegen die derzeitige zeitgeschichtliche Forschung in Österreich enthalten ist, soll nicht verschwiegen werden. Wer das Buch liest, der kann sich recht gut den Grund und die Berechtigung derartiger Spitzen und Einwände vorstellen. Auch deshalb ist das Buch — über die Pfarre Thaya hinaus — nicht unwichtig.

*Gustav Reingrabner*

Felten & Guillaume Austria AG (Hg.), **Festschrift 1945-1995**. 50 Jahre Qualität und Fortschritt (Schrems: Eigenverlag 1995) 13 Seiten, 19 Abbildungen.

Felten und Guillaume Österreich, ein weltweit erfolgreiches Unternehmen mit Sitz im Waldviertel, feierte im Vorjahr sein fünfzigjähriges Bestehen und brachte aus diesem Anlaß eine kleine Festschrift heraus.

Vorliegende Schrift gibt einen kurzen Überblick über die Geschichte dieses Industriebetriebes, die eigentlich schon vor 1945 begann. Wegen der verheerenden Bombenangriffe der Alliierten entschloß sich nämlich 1943 die Felten und Guillaume Carlswerk AG, einen Teil ihrer Produktion aus

Köln auszulagern und in Gebieten anzusiedeln, die nicht so sehr von Luftangriffen betroffen waren. So begann man bereits 1944 in Gmünd und Schrems mit der Fertigung von Spulen, Kondensatoren und Schutzschaltern.

Unter schwierigsten Bedingungen nahm der Betrieb 1945 wieder seine Tätigkeit auf, und es ist nur einigen wenigen mutigen und zielstrebigen Menschen zu danken, daß damals der kleine Industriebetrieb in Kleedorf bei Schrems nicht den widrigen Zeitumständen zum Opfer fiel. Daher kann wohl mit Recht das Jahr 1945 als eigentliches Gründungsjahr von Felten und Guillaume Österreich angesehen werden.

Die Festschrift berichtet von den bescheidenen Anfängen in den ersten Nachkriegsjahren, als man sich mit der Herstellung von einfachem Kinderspielzeug und Baubeschlägen begnügen mußte, aber auch vom kontinuierlichen Aufstieg des Betriebes, der sich sehr bald wieder der Produktion elektronischer Geräte zuwandte. Es ist vor allem die Entwicklung und Herstellung von Schutzschaltern (LS- und FI-Schalter), die den Erfolg der Firma begründete. Heute ist Felten und Guillaume mit diesen Produkten in Österreich Marktführer und auch international einer der wichtigsten Technologie- und Patenhalter. Mit mehr als einer Milliarde Schilling Jahresumsatz und 1 200 Mitarbeitern handelt es sich außerdem um den größten Industriebetrieb Niederösterreichs nördlich der Donau.

Die vorliegende Festschrift gibt einen interessanten Einblick in die Entwicklung eines Waldviertler Industriebetriebes, der durch Erfindergeist, Risikofreudigkeit und den große Einsatz seiner Mitarbeiter auf dem internationalen Markt reüssieren konnte. Sie wird daher auch für all jene von Bedeutung sein, die an der Wirtschaft des Waldviertels interessiert sind.

*Friedel Moll*

**Hans Widroither, 1975-1995: Präsident Anton Koczur 20 Jahre Bürgermeister der Stadt Groß-Siegharts** (Groß-Siegharts: SPÖ Gemeinderatsfraktion Groß-Siegharts 1995) 12 Blätter mit 56 Schwarzweiß-Abbildungen.

In erster Linie mit Fotos beleuchtet Kulturstadtrat Hans Widroither das 20jährige Wirken von Anton Koczur als Bürgermeister der Stadt Groß-Siegharts. Anton Koczur wurde 1941 in Waidhofen an der Thaya geboren und arbeitete als Schlosser in Teppich- und Möbelfabriken. Nach dem Besuch der Sozialakademie wurde er Bezirkssekretär der SPÖ, im Alter von 34 Jahren wurde er zum Bürgermeister von Groß-Siegharts gewählt. 1980 begann seine Abgeordnetenlaufbahn mit dem Einzug in den NÖ Landtag, und 1994 wurde Koczur als Nachfolger von Alfred Haufek zum zweiten Präsidenten des NÖ Landtages gewählt. Bemerkenswert ist, daß derzeit zwei von den drei Präsidenten des NÖ Landtages aus dem Waldviertel kommen: Franz Romeder aus Schweiggers als erster und Anton Koczur als zweiter Präsident.

Die vielen Rechenschaftsberichte aus den Gemeinden, die allorts erscheinen, können später einmal als Grundlage für eine vergleichende Untersuchung über die kommunale Entwicklung dienen!

*Erich Rabl*

**Burghard Gaspar, Eggenburg in alten Ansichten** (Zaltbommel: Europäische Bibliothek 1995) unpag., 76 Schwarzweiß-Abbildungen, öS 230,—

In dem Verlag ist bereits eine ganze Reihe derartiger Bildbände erschienen, in denen Ansichten, also Fotos und alte Ansichtskarten, reproduziert werden, die etwas vom Aussehen und dem Leben kleinerer Städte in der Vergangenheit widerspiegeln. Der um die Erforschung der Eggenburger Geschichte in mehrfacher Hinsicht verdiente Volksschuldirektor von Reinprechtspölla hat nunmehr für die ehemals landesfürstliche Stadt am Rande des Waldviertels einen solchen Band zusammengestellt. Und wie immer ist diese Zusammenstellung mit Sorgfalt und innerer Beziehung erfolgt. Der Band zeichnet sich gegenüber anderen in derselben Reihe aber auch durch einige Besonderheiten aus: Die Bildtexte sind etwas umfangreicher und bemühen sich, wirklich Auskunft über den Bildinhalt zu geben. Dabei ist der Versuch gemacht worden (und weithin auch geglückt), Personen, die auf alten Fotos zu sehen sind, zu identifizieren — wer so etwas jemals versucht hat, weiß, wie mühsam das ist.

Gaspar ist es weithin gelungen. Sodann ist der Versuch gemacht worden, Ansichten von Gebäuden mit Bildern vom seinerzeitigen Leben in der Stadt in eine ausgewogene Mischung zu bringen. Auch das ist erfreulich. Und schließlich ist dem Band, in dem die Fotos annähernd so angeordnet sind, daß sie vom Kern zur alten Befestigung führen, ein knapper Erinnerungstext eines Eggenburgers vorangestellt, der sich an seine Kindheit in der alten Stadt erinnert. Das alles macht den Band, der ansonsten die bekannten Vorzüge dieser Reihe aufweist, über das normale Maß hinaus anziehend.

*Gustav Reingrabner*

Richard Edl (Hg.), **Altlichtenwarth — Pfarr- und Alltagsgeschichte** (Altlichtenwarth: Eigenverlag der Gemeinde Altlichtenwarth 1994) 264 Seiten, 6 Faltpäne, öS 220,—

Die Renovierung der Altlichtenwarther Pfarrkirche (Gemeinde Altlichtenwarth, GB Poysdorf, BH Mistelbach), durch ein halbes Jahrtausend Patronatspfarre der Li(e)chtensteiner, und des dortigen Pfarrhofes bildet den Anlaß dieser sich über mehr als 750 Jahre erstreckenden Pfarrgeschichte. Der Wiener Diözesanarchivar Johann Weissensteiner erfaßt in seinem Beitrag die Eckpunkte der Pfarrgeschichte von der kaum dokumentierten Gründungszeit in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts (erschlossen aufgrund der hohen Kollationsgebühr von 60 Pfund Pfennig) bis zur Gegenwart, unter Einschluß einer Liste der Pfarrer, Provisoren und Kooperatoren (1500 bis zur Gegenwart). Das recht umfangreiche Pfarrarchiv (unter Einschluß der seit 20. Juli 1783 eigenständigen Pfarre Hausbrunn) wurde im Zuge der Renovierungsarbeiten von Mitarbeitern des Diözesanarchives geordnet und anschließend an die Pfarre zurückgegeben (u. a. Matrikenbücher ab 1642, Totenbeschäufbücher ab 1832, Kirchenrechnungen ab 1748, Grund- und Dienstbuch der Pfarre 1628). Der Archäologe Franz Sauer konnte in Verbindung mit dem Kunsthistoriker Friedrich Dahm, ausgehend von Untersuchungen von Adalbert Klar aus dem Jahr 1954, insgesamt vier Bauphasen der Kirche feststellen, die zudem durch die im Anhang befindlichen Faltpäne auch optisch gut dokumentiert wurden: Bauphase I (12. Jh.), Bauphase II (um 1230/1240), Bauphase III (um 1310), Bauphase IV (1450/60). Bauphase II konnte beispielsweise aufgrund von Kapitellvergleichen (mit der Wiener Michaelerkirche, Heiligenkreuz und Schönggrabern) genau datiert werden, wengleich die Datierungszuschreibungen nicht immer ganz transparent werden. Die erst 1937 entdeckten Altlichtenwarther Fresken in der Seitenkapelle (Stifterkapelle) wurden auf 1310 datiert (Stilpluralität: zackbrüchiger Stil bis zu körpernachzeichnender Stilform des 14. Jahrhunderts) und zählen mit zu den bedeutendsten Leistungen der Malerei des 14. Jahrhunderts in Niederösterreich. Eine zweite malerische Ausstattungphase der Seitenkapelle konnte mit 1470 festgelegt werden (geschlossene Konturierung der Figuren, in die Tiefe führender Fliesenboden). Die vom Restaurator Karl Scherzer durchgeführten, genau beschriebenen Sicherungsarbeiten lassen auch für Laien die ungeheuren Schwierigkeiten eines solchen „Eingriffs“ erahnen. Umfangreiche archäologische Grabungen förderten insgesamt 44 Gräber mit 71 Skeletten zutage, die vom Anthropologen Karl Großschmidt und seinen Mitarbeitern ergraben und anschließend am Wiener Institut für Humanbiologie anthropologisch bestimmt wurden. Auffällig ist das nicht näher klärbare, verkehrte Aufsetzen von Töpfen auf die bestatteten Körper bei Grab 4 und 34 (bestattet um 1450), was öfters bei Weinviertler Kirchen nachweisbar ist (S. 80, 110-111). Von seiten der Anthropologie wurde auf die Osteophytenbildung an diesen beiden Skeletten hingewiesen, sodaß diese Töpfe möglicherweise zum symbolischen „Auffangen“ der Krankheit bestimmt waren. Das durchschnittliche Sterbealter der Männer aus dem romanischen Fundkomplex lag bei 33, derjenigen aus dem Barock bei 38 Jahren. Aufgrund der wenig differierenden Körperhöhen (167,5 cm) im Vergleich zu anderen niederösterreichischen Fundorten kamen die Anthropologen zur begründeten Ansicht, daß innerhalb der Altlichtenwarther Kirche vermutlich keine Lichtensteiner oder andere Adelige, sondern ausschließlich umliegende Anwohner und „Bürger“ beigesetzt wurden. Die in der Gruft unter der Seitenkapelle beigesetzten fünf Männer und zwei Frauen weisen sozialtypische Unterschiede (Körperhöhe, erhöhte Kariesbildung) auf, sodaß in der Gruft vermutlich nur wichtigere Personen aus dem Dorf beigesetzt wurden. Nur der 1720 beigesetzte Johann Heinrich von Weigelsfels, der Vater des damaligen Pfarrers, konnte mit großer Wahrscheinlichkeit identifiziert werden.

Vermutlich als Zufluchtstätten wurden die zahlreichen in Altlichtenwarth meist zufällig gefundenen, langen Erdställe angelegt. Nur über schmale Eingänge zugänglich, stellen sie heute aufgrund der Einsturzgefahr eine beträchtliche Gefährdung dar, wie der Bericht von Johann Sator deutlich macht. Auch unter der oben beschriebenen Kirche, genauer 3,50 Meter unter dem Choraufgang, konnte ein solcher Erdstall mittels Absenken einer Kamera durch eine 12 cm breite Röhre erschlossen werden. Bisher unterblieb das Ergraben dieses „Fluchtraumes“, was sicherlich wichtige Aufschlüsse über die Funktionsweise dieser Bauform bringen könnte. Eine Auflistung aller Kleindenkmäler, angefangen von der gotischen Lichtsäule bis zum 1923 geweihten Kriegerdenkmal, erlaubt Einblicke in frühneuzeitliche und gegenwärtige Volksfrömmigkeit. Lokale und überregionale Katastrophen bilden das Thema von Richard Edls „Katastrophen“-Überblick. Das Ende des Dreißigjährigen Krieges brachte über Altlichtenwarth Not und Elend. Die Schweden unter Torstensson einerseits, die „aufständischen“ Ungarn andererseits zeichnen für die 309 Toten der Jahre 1645/46 verantwortlich. Der Markt war danach jahrelang völlig devastiert. Die Pest 1679 forderte erneut 134 Opfer in Altlichtenwarth, 72 Personen in Hausbrunn (1713 erneut 69 Opfer). Der Kuruzzeneinfall von 1706 kostete 77 Personen das Leben, die Choleraepidemien von 1831 (41 Tote), 1849 (103 Tote), 1855 (8 Tote) und 1866 (31 Tote) wüteten auch in diesem Teil des Weinviertels. Der Frontalltag des Ersten Weltkrieges (57 Tote im Ort) wird aus dem Tagebuch von Franz Taudes deutlich, der am Weihnachtstag 1916 vermerkt: Werde es in meinem Leben nicht vergessen, die schönen Weihnachtsfeiertage den ganzen Tag Hunger leiden zu müssen (S. 181). Bei der Volkszählung 1934 registrierte man im Ort noch 9 Juden, die bald nach dem „Anschluß“ verschwanden, nur ein [!] Nachfahre konnte nach dem Krieg eruiert werden. 1942 kam es zur öffentlichen Exekution eines polnischen Zwangsarbeiters, der „ein intimes Verhältnis“ zu einer Dorfbewohnerin unterhalten hatte. Das Ende des Zweiten Weltkrieges (74 Tote) berührte den Ort, der zum Schauplatz heftiger Kämpfe der abrückenden SS und der sowjetischen Streitkräfte wurde. Der „Heldenfriedhof“ (!) beherbergt 59 deutsche Soldaten, das Grab der „Gefallenen Russischen Soldaten“ ist 27 Rotarmisten letzte Heimstätte. Das Heiratsverhalten der „Biedermeierzeit“, die äußerst hohe Kindersterblichkeit (1750 etwa waren 83 % der Toten unter 5 Jahre alt) und das bis ins Jahr 1971 in Gemeindebesitz befindliche Gemeindegewandhaus sowie 82 ausgewählte Fotos (beginnend in der Monarchie bis in die Nachkriegszeit) schließen diese instruktive Pfarrgeschichte ab.

Besonders bemerkenswert erscheint, daß mehrere Autoren, jeweils Spezialisten ihres Gebietes, zur Mitarbeit an diesem Projekt gewonnen werden konnten. Manche Aspekte hätten sicherlich besser in die allgemeine wie auch lokale, niederösterreichische Geschichte eingebettet werden können. Dieser anspruchsvollen Pfarrgeschichte kommt trotzdem sicherlich Vorbildwirkung für weitere interdisziplinär orientierte Zusammenarbeit auf lokalgeschichtlicher Ebene zu. Die gut brauchbaren Baualter-Faltpläne und eine kluge Bebilderung runden den sehr gelungenen Band ab.

*Martin Scheutz*

Gerald Rettenecker. **Das Leben der Hinterwäldler: Holzknecht.** Dokumentarische Erzählung (Grünbach: Edition Geschichte der Heimat 1995) 211 Seiten, 35 Fotos von Helmut Daucher, öS 390,—

Das vorliegende Buch versucht, eine heute bereits vergangene Welt gerade im letzten Augenblick, bevor es keine „Zeitzeugen“ mehr gibt, zu dokumentieren. In acht Kapiteln mit eigenwillig ausführlichen Überschriften schildert der Autor das Leben der Holzknechte im oberösterreichischen Ennstal von etwa 1900 bis zur Mitte unseres Jahrhunderts.

Zwei ehemalige Holzknechte, Matthias und ein gewisser Trattner, erzählen auf Tonband von ihrem früheren, ungemein harten Arbeitsalltag. Die Wiedergabe dieser Aufzeichnungen wirkt sehr authentisch, gerade wegen ihrer oft recht derben Ausdrucksweise, aber auch wegen ihrer plastischen und drastischen Anschaulichkeit. Dazwischen streut der Erzähler Gespräche mit Marlen, seiner Begleiterin, die sich später nach Asien absetzt, ein. Marlen bringt auch eine gewisse emanzipatorische Note ins Spiel, indem sie hinter den reinen Männerwelterzählungen der Holzknechte auch die

harte Arbeit der Frauen und Kinder hervorhebt. Sie mußten daheim alle Arbeiten verrichten und oft noch tagelöhnern, während die Männer wochenlang „im Holz“ waren. Ein „narrischer“ Künstler und ein versponnener Heimatforscher kommen ebenfalls zu Wort.

Trotzdem bleibt das Hauptaugenmerk auf das Leben der Holzknechte gerichtet. Man erfährt sehr viel über ihre Arbeit, das so wichtige Werkzeug (teilweise durch Skizzen erklärt), über Unfallgefahren und Unfälle, die schlechte Bezahlung, die soziale Unsicherheit. Ein Leben, das uns heute, an Maschinen, geregelten Lohn und Versicherungen gewöhnt, unvorstellbar hart erscheint und so gar nichts von der Romantik der „guten, alten Zeit“ enthält.

Der Autor ergänzt dieses Bild immer wieder durch zeitgenössische Buchzitate und Zeitungsberichte.

Im Anhang gibt es eine Tabelle über die Entwicklung der Forstarbeiterlöhne und ein Glossar der Fachbegriffe und Mundartausdrücke sowie eine Fotodokumentation aus der Arbeitswelt der Holzknechte.

Dem Autor, in Steyr geboren und, wie er sagt, „selbst ein Hinterwäldler“, gelang eine dichte, packende, wenn auch sehr eigenwillige Beschreibung einer heute schon beinahe vergessenen Welt.

*Ulfhild Krausl*

Erich Fitzbauer, **Zyx bleibt Zyx — Gedichte** (St. Pölten: Literaturedition Niederösterreich 1995) 63 Seiten, 5 Zeichnungen des Autors, öS 350,—

Ein herzerfrischendes Buch, das man an trüben Tagen zur Hand nehmen sollte!

In 40 unterschiedlich langen Gedichten, die auch verschiedenste Versformen aufweisen, erzählt der Autor über Begebenheiten im Leben des Herrn Hieronymus Zyx aus der Stadt Olmried. Schon die lange, an barocke Buchtitel erinnernde Überschrift des Bandes läßt den darin immer wieder aufblitzenden skurrilen Humor erkennen. Herrn Zyx widerfahren ganz alltägliche Begebenheiten. Erfahrungen mit der Politik, phantastische Träume, Betrachtungen über moderne Literatur oder das moderne Regietheater, Alltäglichkeiten des Lebens werden durchaus kritisch geschildert, enden aber doch immer mit versöhnlichem Ausklang. Man kann sich Herrn Zyx einfach gut vorstellen, über seine Erlebnisse schmunzeln — und nachdenken.

Wer Morgensterns Gedichte liebt, sollte die Bekanntschaft mit Herrn Zyx nicht versäumen!

*Ulfhild Krausl*

Zdenka Becker, **Verknüpfungen** (St. Pölten: Literaturedition Niederösterreich 1995) 93 Seiten mit 8 Farbabbildungen, öS 190,—

Der vorliegende Erzählband, ergänzt durch Abbildungen von Webbildern der Textilkünstlerin Snescha Horner-Dragnowa, ist eine lose Verbindung von einzelnen kürzeren und längeren Texten erzählenden Charakters, die vorwiegend aus der Sicht einer Ich-Erzählerin geschrieben sind. Manchmal scheinen die Texte biographische Züge aufzuweisen, vor allem dort, wo die tschechische Herkunft der Autorin, die jetzt in St. Pölten lebt, in der Handlung eine Rolle spielt.

Zeitlich sind die einzelnen Erzähltexte, deren Sprache nicht das Experiment sucht (sich aber in ihrer Realitätsbezogenheit, Direktheit und Ehrlichkeit als sehr leserfreundlich erweist), in die Vorkriegsepoche, die Kriegsjahre und ebenso in unsere Gegenwart einzuordnen. Die handelnden Personen sind vorwiegend Frauen, bzw. wird die Handlung der kurzen Erzählungen — von Kurzgeschichten im engeren Sinn kann man nicht sprechen — aus weiblicher Sicht dargestellt. So sind auch die Themen Beziehungsgeschichten, Darstellungen menschlicher Gefühle, aber auch Erinnerungen an Kindheit und Jugend, an Begegnungen von Mann und Frau, die sehr unterschiedlich gestaltet sein können.

Deprimierend wirkt das Erlebnis einer Vergewaltigung im Krieg, poetisch und lebensvoll hingegen die Schilderung einer sehr alten Frau, die über ihre leidenschaftlichen Lieben erzählt. Kritisch dargestellt wird die Nachkriegs-Doppelmoral Erwachsener einem heranwachsenden Mädchen gegenüber, einfühlsam und realistisch die Situation einer sich als „Häuselbauer“-Gattin verausgabenden

den Frau, schockierend fast die Lebensgeschichte einer jugendlichen tschechischen Prostituierten, die das große Geld zum Aussteigen machen will und HIV-positiv wird. Doch auch einfach und liebevoll wird über ein kleines Mädchen erzählt, das nichtsahnend für einen Diebstahl benützt wird und nach Jahren als Frau erst wieder mit dieser Kindheitserinnerung konfrontiert wird. Amüsant wiederum ist der abschließende Text über eine Frau, die spät, aber doch, einen anonymen Rosenkavalier unerwarteterweise als den eigenen Ehemann identifiziert.

Auf den ersten Leserblick wirken Zdenka Beckers Erzählungen „Verknüpfungen“ ungeordnet und nur lose verbunden, erst bei eingehender Lektüre lassen sich die vielfältigen und engen Webmuster der menschlichen Beziehungen in Gegenwart und Vergangenheit auch als Verknüpfungsmuster der erzählenden Texte der Autorin erkennen.

*Christa Lang*

Hahnrei Wolf Käfer, **herbstgedichte** (St. Pölten: Literaturedition Niederösterreich 1995) 106 Seiten mit 11 Farbbild-Wiedergaben nach Werken von Magdalena Steiner. 106 Seiten, öS 150,—

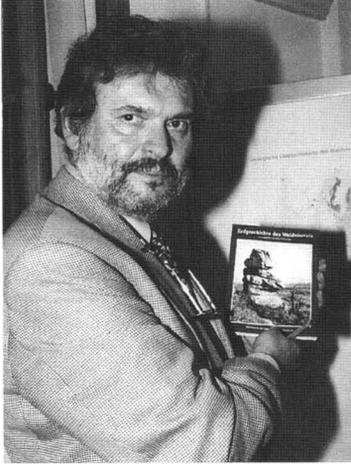
Wenn einem ein Autor bisher nur als Kritiker mehr oder weniger unangenehm aufgefallen ist und wenn man plötzlich mit einem unkritischen Werk aus seiner Feder konfrontiert wird, dann ergibt dies unweigerlich eine Kritik der Kritik, da man einer Offenbarung entgegengesehen hat und letztlich vom Ergebnis enttäuscht wurde. Es verhält sich eben auf literarischem Gebiet ähnlich wie in kulinarischen Belangen. Man gelangt zu der Erkenntnis: Auch nur mit Wasser gekocht und kommt somit in des Teufels Küche. Gewiß, diese Herbstgedichte sind an sich nicht schlecht, beweisen hie und da interessante Gedankengänge und daß der Autor sein Handwerk versteht, sogar Vers und Reim beherrscht, ohne banal zu werden, obwohl es sich auch nur um Worte handelt, die nicht einmal sonderlich bravourös zueinander in Verbindung gebracht worden sind. Diesen Gedichten fehlt es einfach an Saft, Kraft und Würze. Zu guter Letzt weiß man nicht, ob sie ein Hahnrei, ein Wolf oder ein Käfer gemacht hat.

Mehr Selbstkritik wäre angebracht, ehe man aus vollen Rohren auf „Kollegen“ schießt. Was für Karl Kraus galt, gilt auch für jene, die sich heute noch für krauslich halten. Natürlich gibt es den hinlänglich bekannten Einwand: Ein Besserwisser braucht es nicht besser zu können. Dem steht ein Wort Konfuzius' gegenüber: „Der edle Mensch fordert alles von sich selbst . . .“ Es genügt nicht, nur selbst gegenüber einer Kritik empfindlich zu sein. Die vorliegenden, meist auf die Probleme des Autors bezogenen Gedichte ändern nichts an der Sache und werden kaum zum Anliegen des Lesers. Man kann sich einfach als ein im Herbst des Lebens Stehender für die Gedichte des um „vieles“ jüngeren Autors nicht erwärmen. Hingegen werten die Bilder Magdalena Steiners den Band gehörig auf, so daß die bedeutende Reihe der Literaturedition Niederösterreich um eine betrachtenswerte Publikation bereichert worden ist.

*Friedrich Heller*

# Mitteilungen des Waldviertler Heimatbundes

## Buchpräsentationen in Eggenburg und Krems



Univ.-Prof. Dr. Fritz F. Steininger  
(Foto: Willi Brem, Eggenburg)

Die Präsentation des Buches „Erdgeschichte des Waldviertels“ fand am 30. April 1996 im Krahuletz-Museum in Eggenburg statt. Der Herausgeber, Univ.-Prof. Dr. Fritz F. Steininger, Direktor des Forschungsinstituts und Naturmuseums Senckenberg in Frankfurt/Main und Obmann der Krahuletz-Gesellschaft in Eggenburg, beleuchtete sehr anschaulich in einem Dia-Vortrag überblicksweise die geologische Vergangenheit des Waldviertels.

Im Anschluß an die Jahreshauptversammlung des Waldviertler Heimatbundes am 5. Mai 1996 fand im Festsaal der Volkshochschule Krems eine weitere Buchpräsentation statt. Der Herausgeber, Univ.-Lektor Dr. Friedrich Polle- roß, erörterte das Entstehen des Buches „Die Erinnerung tut zu weh“ (Jüdisches Leben und Antisemitismus im Waldviertel). Univ.-Doz. Dr. Klaus Lohrmann, der Leiter des Institutes für die Geschichte der Juden in Österreich, referierte über das Thema „Die Juden in Krems im Mittelalter. Auswirkungen auf das Waldviertel“. Beide Veranstaltungen waren gut besucht.



Dr. Erich Rabl am Rednerpult  
(Foto: Johann Fenz, Horn)



Buchpräsentation im Krahuletz-Museum

(Foto: Johann Fenz, Horn)



Herausgeber Dr. Friedrich Polleroß (dritter von rechts) mit den Autoren Univ.-Doz. Dr. Klaus Lohrmann, Dr. Erich Rabl, Dr. Ruth Heidrich-Blaha, Friedel Moll, Dr. Harald Hitz und Dir. Burghard Gaspar (von links nach rechts).

(Foto: Martin Kalchhauser, Krems)



Buchpräsentation in der Volkshochschule Krems

(Foto: Johann Fenz, Horn)

### **Aktivitäten der Bezirksgruppe Zwettl**

Über Initiative von Mag. Norbert Müllauer organisierte die Bezirksgruppe Zwettl des WHB im März zwei Vortragsabende im großen Sitzungssaal des Stadtamtes Zwettl.

Am 18. März sprach Dir. Alois Enigl über „Das alte Land und Arbeiten im Waldviertel“. Er zeigte dabei mit zahlreichen Bildern auf, wie sehr sich Arbeitswelt und Freizeit allein in den letzten 50 bis 80 Jahren verändert haben. Der Referent war nach dem 2. Weltkrieg Lehrer in Traunstein und eine Zeitlang auch Bürgermeister dieser Gemeinde. Er hat selbst sehr früh begonnen, vorwiegend Szenen aus dem bäuerlichen Leben zu fotografieren. Seine Bücher wie „Das alte Land und Arbeiten im Waldviertel“, „Seltsame Geschichten aus dem Waldviertel“ oder „Bilder vom alten Leben und Arbeiten im Waldviertel“ sind im Buchhandel erhältlich.

Am 25. März referierte der Ornithologe Ing. Alois Thaler über im Waldviertel heimische Singvögel. Der Referent, der aus Ratschenhof bei Zwettl stammt, begeisterte die zahlreich erschienenen Gäste nicht nur durch sein großes Fachwissen, sondern vor allem auch durch die vielen hervorragenden Bilder heimischer Singvögel, die er selbst während seiner Beobachtungen mit wohl unendlicher Geduld und Liebe fotografiert hat. Ein Vortrag, der nur einen verhältnismäßig kleinen Einblick in die Tierwelt unserer nächsten Umgebung gab, aber zu Recht auf so großes Interesse stieß, daß man eine Fortsetzung oder Ausweitung dieses Themenbereiches durch Vorträge in nächster Zeit ins Auge fassen sollte.

*Friedel Moll*

## ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

- Dr. Ralph Andraschek-Holzer, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6  
Hofrat Dr. Friedrich Berg, 1180 Wien, Gersthoferstraße 140/2/1  
Mag. Erich Broidl, 3491 Elsbarn 52  
Winfried Dimmel, 3830 Waidhofen/Thaya, Gymnasiumstraße 5  
Prof. Mag. Johann Fenz, 3580 Horn, Kristgasse 18  
HS-Dir. i. R. OSR Hans Frühwirth, 3500 Krems/Donau, Kremstalstraße 58  
Mag. Martina Fuchs, 1100 Wien, Laaerbergstraße 3/6  
Spk-Dir. i. R. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7  
VS-Dir. Burghard Gaspar, 3730 Grafenberg 63  
Gerhard Grassinger, FOI der Bezirkshauptmannschaft Horn, 3753 Dallein 29  
Kustos Anton Harrer, 3390 Melk, Feldstraße 4  
Friedrich Heller, 2301 Großenzersdorf, Schloßhofer Straße 54  
Prof. Dr. Harald Hitz, 3830 Waidhofen/Thaya, Kroppusstraße 9  
OSTr. Mag. Marianne Hubalek, 3580 Horn, Rudolf Fischer-Weg 9/15  
NÖN-Redakteur Martin Kalchhauser, 3500 Krems/Donau, Bahnhofplatz 18  
Walter Klomfar, 3910 Zwettl, Groß Haslau 9  
Mag. Andreas Kompek, VHS Krems, 3500 Krems/Donau, Obere Landstraße 10  
HOL Ulfhild Krausl, 2095 Drosendorf, Altstadt 8  
Prof. Mag. Christa Lang, 3712 Maissau, Sonndorfer Straße 10  
Dir. i. R. OSR Herbert Loskott, 3814 Aigen 6  
Prof. Mag. Rudolf Malli, 3730 Eggenburg, Kühnringer Straße 26  
HOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63  
Prof. Mag. Norbert Müllauer, 3910 Zwettl, Dr. Franz Weismann-Straße 26  
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 27  
Ass.-Prof. Univ.-Doz. Dr. Martina Pippal, Institut für Kunstgeschichte der Universität  
Wien, 1010 Wien, Universitätsstraße 7  
OSTr. Dr. Anton Pontesegger, 3331 Gleiß, Waidhofner Straße 2  
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15  
Univ.-Prof. Dr. Gustav Reingrabner, Institut für Kirchenrecht der Evangelisch-theolo-  
gischen Fakultät der Universität Wien, 1090 Wien, Rooseveltplatz 10/8  
Prof. Mag. Peter L. Reischütz, 3580 Horn, Puechhaimgasse 52  
Dr. Martin Scheutz, 1210 Wien, Schönthalergasse 4  
Prof. Dr. Paul Twaroch, ORF-Landesintendant für NÖ, 1136 Wien, Würzburggasse 30  
Maria Vogler, AHS-Lehrerin, 3580 Horn, Mödringer Straße 11  
Prof. Dr. Clemens Weber, 9422 Maria Rojach 28  
Ass.-Prof. Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Institut für Österreichische Ge-  
schichtsforschung, 1010 Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1  
Prof. Dr. Wilfried Winkler, 3945 Hoheneich, Schulgasse 73

# HEIMATFORSCHUNG HEUTE

Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“  
vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn

Herausgegeben von Ulrike Kerschbaum und Erich Rabl

196 Seiten, 17 Abb., 2 Fotos, zahlreiche Literaturangaben öS 195,—

Ein neues Nachschlagewerk für Heimatforscher. In diesem Buch werden moderne Methoden der Heimatforschung vermittelt und neue Themen aufgegriffen.

**Aus dem Inhalt:** Helmuth Feigl, Quellen zur Regional- und Lokalgeschichte im NÖ Landesarchiv mit besonderer Berücksichtigung des Waldviertels; Hermann Steininger, Heimatkunden im Waldviertel ab 1945; Klaus-Dieter Mulley, Orts- und Regionalgeschichte, Bemerkungen zu ihrer Theorie, Konzeption und Organisation; Klaus-Dieter Mulley, Heimat/Alltag/Region und Geschichte. Eine Auswahlbibliographie zur Diskussion in Österreich und in der BRD; Thomas Winkelbauer, Grundherrschaft und bäuerliche Gemeinde im Waldviertel; Friedrich Schragl, Die Erforschung einer Pfarrgeschichte (mit Berücksichtigung der Auswertung der Kirchenmatriken und Benutzung der Pfarrarchive); Kurt Klein, Auswertung statistischer Quellen; Harald Hitz, Was kann die moderne Geographie der Heimatkunde bieten? Oliver Rathkolb, Neue Wege in der Geschichtsschreibung über politische Parteien im Waldviertel nach 1918; Robert Streibel, Krems 1938-1945. Ein Sperrbezirk für Historiker? (Ein Forschungsbericht); Reinhard Jöhler, Neue Wege der Alltagsgeschichte; Erich Rabl, Das Stadtarchiv Horn; Erich Rabl, Auswahlbibliographie neuer Waldviertel-Literatur.

## Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Haberl jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der Naturdenkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stellen nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion dar.

**Vorstand:** Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. 2. Vizepräsident: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg. Finanzreferenten: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg, und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Gleiß.

**Redaktion:** Dr. Ralph Andraschek-Holzer, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Gleiß; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn, und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Dr. Wilfried Winkler, Hohen-eich. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallein. Bezirk Krems: Mag. Andreas Kompek, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: HOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn, Postfach 100 oder Telefon 029 82/39 91 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), A-3580 Horn.

Satz+Druck: Malek Druck GesmbH, A-3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

ISSN 0259-8957

Meine Pläne. Meine Bank.

Ogilvy&Mather



Jahr für Jahr werden für tausende Österreicher aus Träumen konkrete Pläne, die dank kompetenter Beratung der Raiffeisenbank verwirklicht werden. Spricht da nicht alles dafür, daß auch Sie Ihre Pläne mit dem Raiffeisen-Wohnservice in die Tat umsetzen?

**Raiffeisenkasse Horn**

**Raiffeisen.Die Bank**



# Literatur .. aus Österreich

7000  
Leser!

---

ÖSTERREICHS ÄLTESTE LITERATURZEITSCHRIFT MIT DEN JÜNGSTEN AUTOREN

---

erscheint sechsmal jährlich  
Jahresabo S 250,—  
kostenlose Probehefte bei der  
Arbeitsgemeinschaft Literatur  
1010 Wien, Wipplingerstraße 13/5